Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 50 (1993)
Heft: 3-4

Buchbesprechung: Books
Autor: Hagner, Michael / Glaus, Beat / Keller-Schnider, Hans Urs

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Books

The editors wish to remind the readers that in the last issue of GESNERUS (*50*, 1/2) the considerable number of articles and two essay reviews did not allow for additional regular book reviews. This is compensated in this issue which contains less articles and more book reviews than usual.

The editors would also like to announce that an index is being prepared which will cover the first 50 volumes of GESNERUS, i. e. from 1943 through 1993. The index will appear as a separate issue of GESNERUS by mid 1994. More information will be provided.

Rudolf Stichweh, *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität.* Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozess ihrer Ausdifferenzierung (16.–18. Jahrhundert). Frankfurt/Main, Suhrkamp, 1991. 427 S. DM 64,–. ISBN 3-518-58083-3.

In seinem 1984 publizierten Werk «Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890» konnte der Soziologe und Historiker Rudolf Stichweh exemplarisch zeigen, dass die Physik seit dem 17. Jahrhundert keineswegs eine kontinuierliche Entwicklung durchlief, sondern erst durch einen komplexen disziplinären Differenzierungs-Prozess zu der für das 19. und 20. Jahrhundert so bedeutsamen Wissenschaft wurde. Schon damals liess Stichweh anklingen, dass die Autonomisierung der Wissenschaft in einzelne selbstorganisierende Systeme einerseits als Wandel im späten 18. Jahrhundert aufgefasst werden müsse, andererseits jedoch kaum ohne die frühmoderne Differenzierung von gesellschaftlichen Funktionssystemen denkbar wäre.

In seinem neuen Buch versucht Stichweh eben jenen Prozess in der Frühmoderne (16.–18. Jahrhundert) nachzuzeichnen, wobei er sich nun jedoch nicht mehr auf die Entwicklung einer Einzelwissenschaft, sondern auf die Ausdifferenzierung der Universitätserziehung konzentriert. Diese, so seine These, ist nur im Rahmen der territorialstaatlichen Entwicklung der europäischen Neuzeit zu begreifen. Gerade die immer dominierender werdende Einflussnahme des Staates auf die gesellschaftliche Praxis bringt einen ständig wachsenden Bedarf an qualifizierter Ausbildung mit sich. Mit der Zeit erweist sich sowohl die klerikale wie auch die standesorientierte Erziehung als unfähig, diesem Bedarf zu entsprechen. Anstelle dessen wird

die Universität der Ort, an dem standesunabhängige, säkularisiert aufgefasste Eigenschaften wie Fähigkeiten, Anlagen, Talent, Genie usw. ausgebildet und gefördert werden. Mit dieser Erfüllung staatlicher Ansprüche geht – scheinbar paradoxerweise – eine weitgehende Autonomisierung der universitären Erziehung und der Wissenschaft einher, die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert schliesslich zu dem modernen Wissenschaftssystem führt, womit der Kreis zu Stichwehs erstem grossen Buch (fast) geschlossen wäre.

Stichwehs faszinierender, aus unterschiedlichen Perspektiven netzartig zusammengefügter Gedankengang, der hier nur stark verkürzt dargestellt werden konnte, führt zwangsläufig zu Fragen. Aus der Sicht des Medizinhistorikers wäre es beispielsweise äusserst interessant zu untersuchen, ob der Aufschwung der Universitäts-Medizin im 18. Jahrhundert in den Koordinaten von Bewältigung der durch staatliche Bedürfnisse gestellten Anforderungen und wachsender Autonomisierung beschrieben werden könnte. Ebenso wäre zu fragen, ob der Autonomisierungs-Prozess von universitärer Erziehung und Wissenschaft bzw. Gelehrsamkeit tatsächlich parallel verlaufen ist. Stichweh postuliert dies, führt es jedoch nicht aus. Dabei wäre es lohnenswert, dies etwa anhand der Geschichte der Royal Society oder der Akademien der Wissenschaften (z. B. Paris, Halle, St. Petersburg) zu rekonstruieren. Diese Fragen mögen jedoch weniger als Kritik angesehen werden, sondern als Überlegungen im Blick auf weitere und gezielte Forschungsarbeit, die auf dem Boden der ungemein anregenden Analyse von Rudolf Stichweh durchgeführt werden könnte. Michael Hagner

Volker Bialas (Hrsg.), *Naturgesetzlichkeit und Kosmologie in der Geschichte.* Festschrift für Ulrich Grigull. Stuttgart, Franz Steiner, 1992. 116 S. (Boethius, Band IXXX). DM 48,–. ISBN 3-515-06080-4.

Die gut 100seitige Broschüre bildet die Festschrift zum 80. Geburtstag von Ulrich Grigull, dem Vorsitzenden der in der Bayer. Akademie der Wissenschaften für die Herausgabe von Johannes Keplers Werken zuständigen Kommission. Grigull ist von Haus aus Thermodynamiker: 1961 wurde er an der TH München oProf., 1976–1980 war er erster Präsident der «neuen» TU, seit 1975 amtet er als Mitglied der Akademie, und seit 1985 steht er ihrer Kepler-Kommission vor.

Keplers universalem Horizont, aber auch dem Werdegang des Geehrten entsprechend (vom humanistischen Gymnasium zur Thermodynamik und

schliesslich zu Kepler), enthält das Büchlein drei inhaltliche Schwerpunkte: Vier Beiträge reflektieren philosophisch «Geschichtlichkeit von Denken und Erkennen», fünf umkreisen «Mathematik, Astronomie und Literatur» mit «Kepler als Zentrum», und ein dritter Teil berührt «Naturgesetzlichkeit und Kosmologie». Ich führte mir vor allem die eigentlichen Kepleriana mit Gewinn zu Gemüte: Im ersten Abschnitt zeigt Jürg Hübner («Einheit und Vielfalt der Wahrheit») Kepler sozusagen als Erasmianer innerhalb der drei konfessionellen Fronten seiner Zeit. Im zweiten berichtet Friedrich Seck «Über den Briefwechsel von Keplers Freund Wilhelm Schickard» (1592–1635), der, 573 Dokumente stark, 1994 erscheinen soll. Vom (18 Foliobände umfassenden und nur in Auswahl publizierten) «Pulkower Kepler-Nachlass und den deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen» schreibt Peter M. Schenkel. Hella Kothmanns «Denkmale zur Kepler-Rezeption in der neueren deutschsprachigen Literatur» schliessen sich an. Eingestreut sind zwei weitere wissenschaftshistorische Beiträge: über die «Rechenmeisterei» der Renaissance und über Joseph-Nicolas Delisle (1688–1768). Mit Renate Wahsners Überlegungen «Zur wissenschaftstheoretischen und -historischen Bedeutung der Keplerschen Harmonienlehre», im dritten Abschnitt, schliessen die Kepleriana im engeren Sinne, während noch zwei gravitationstheoretische Beiträge folgen.

Insgesamt ein hübsches Festbouquet, das verschiedenen Interessen gerecht wird und den Jubilar gefreut haben dürfte. Beat Glaus

La defensa del patrimonio histórico-médico español. Actas del III Simposio de la Sociedad Española de Historia de la Medicina. Granada, 21–22 de diciembre de 1988. Granada, Universidad de Granada, 1989. S. 11–115.

Im vorliegenden schmalen Bändchen werden die Vorträge und Diskussionen des 3. Symposiums der Spanischen Gesellschaft für Medizingeschichte wiedergegeben. Ein erstes Thema ist den medizinhistorischen Museen und Bibliotheken in Barcelona (Felipe Cid) und Valencia (Juan Mico Navarro) gewidmet. Probleme des Katalogisierens und Konservierens werden ausführlich besprochen.

In einem zweiten Themenbereich (Mittelalterliche und moderne Dokumentation) berichtet Luis Garcia Ballester (Barcelona) spontan und sehr persönlich über seine Forschungstätigkeit, insbesondere seine jahrelangen Studien über Arnau de Vilanova (1240–1311). Waren anfänglich nur rund 200 Manuskripte dieses schreibfreudigen Autors aus Literatur, Medizin und Wissenschaft bekannt, ergab die systematische Suche in rund hundert

Bibliotheken in ganz Europa weit über tausend zum Teil hochinteressante Schriftstücke.

Die spannende Geschichte des (allgemeinhistorischen) Generalarchivs von Simancas zeichnet Juan Granda-Juesas (Valladolid) nach und berichtet von den Anfängen um 1540 in einem Turm der Festung, von den bedauerlichen Verwüstungen während der Zeit der französischen Besetzung am Anfang des 19. Jahrhunderts, als die Festung als Unterkunft für die Besatzungstruppen benützt wurde, bis zur Einrichtung moderner Restaurierungsateliers und feuersicherer Archive in der Zeit des Bürgerkrieges.

Der dritte Themenbereich ist zeitgenössischen Archiven gewidmet und berichtet u. a. über ein Projekt, Quellen zum Studium von Infektionskrankheiten zu katalogisieren, wobei das Projekt des Spanischen Kulturministeriums (1985) nicht nur Dokumente in den einzelnen spanischen Regionen, sondern auch in Lateinamerika erfassen will. Während in Übersee aus finanziellen und logistischen Gründen grösstenteils nur Spitalkrankengeschichten aus unserem Jahrhundert zugänglich sind, finden sich in vielen spanischen Regionen wertvollste Dokumente, so zum Beispiel im Generalarchiv der Marine, wo nicht nur aus Spanien und Lateinamerika, sondern auch aus Afrika, den Philippinen und europäischen Hafenstädten detaillierte Berichte über viele Infektionskrankheiten vorliegen.

Hans Urs Keller-Schnider

Günter B. Fettweis und Günther Hamann (Hrsg.), *Über Ignaz von Born und die Societät der Bergbaukunde.* Vorträge einer Gedenkveranstaltung zur 200. Wiederkehr des Gründungstages im September 1786 der ältesten internationalen wissenschaftlichen Gesellschaft. Wien, Verlag der Österreich. Akademie der Wissenschaften, 1989. 156 S. (Sitz.ber. philos.-histor. Kl., Österr. Akademie der Wissenschaften, 533. Band). öS 280.–; DM 40,–. ISBN 3-7001-1631-4.

Diese Schrift enthält einerseits Vorträge über Ignaz von Born (1742–91), anderseits Facsimile-Reproduktionen von 66 Seiten aus den beiden Bänden der «Bergbaukunde» (1798 und 1790).

Ignaz von Born war ein umfassend gebildeter, kosmopolitischer Geologe und Bergwerks-Fachmann. Trotz gesundheitlicher Behinderung hat er ein gewaltiges Werk hinterlassen, welches von prachtvollen Sammlungskatalogen über mineralogische, berg- und hüttenkundliche Fachschriften bis zu giftigen Satiren über das Mönchswesen reicht. Das Verfahren der Extraktion

von Silber aus Mischerzen durch Zugabe von Quecksilber (Amalgamierung) wurde im wesentlichen durch von Born entwickelt. Seine geistige Heimat fand er in der Freimaurerei; in der Wiener Loge «Zur wahren Eintracht» erreichte er den Grad des Meisters vom Stuhl, und es wird allgemein angenommen, dass er das Vorbild zu Sarastro abgegeben habe.

1786 trafen sich in Skleno (Nordungarn, heute Slowakei) sechs Bergfachleute aus ganz Europa, um die Technik der Amalgamierung zu studieren. Sie beschlossen, eine «Societät der Bergbaukunde» ins Leben zu rufen. So kam die wahrscheinlich erste, wirklich internationale wissenschaftliche Vereinigung zustande. Sie umfasste ordentliche Mitglieder (in der Praxis tätige Bergfachleute), ausserordentliche Mitglieder (Theoretiker) und Ehrenmitglieder (Förderer des Berg- und Hüttenwesens). Ein «Direktor» sorgte in jedem Land für die wissenschaftliche Korrespondenz. Der Jahresbeitrag von zwei Dukaten war jeweils um Ostern zu errichten.

Die Zielsetzung der Societät war entschieden auf die praktische Anwendung hin ausgerichtet. Die Mitgliederliste ist eindrücklich; die gesamte montanistische Prominenz ist vertreten, bis hin nach Spanisch-Amerika und Sibirien.

Zwei Bände der «Bergbaukunde» sind erschienen. Nach dem Tode von Borns hörte jede Aktivität auf. Die liebenswerte Spezies des Homo tricornifer (Toynbee) der Aufklärungszeit verschwand. Der Baron de Dietrich (Director für Frankreich) und Antoine de Lavoisier (ordentliches Mitglied) starben unter der Guillotine, und J. W. von Goethe (Ehrenmitglied) vermerkte am Abend nach der Kanonade von Valmy, dass ein neues Zeitalter angebrochen sei.

Rudolf Trümpy

Klaus Bergdolt, *Der dritte Kommentar Lorenzo Ghibertis. Naturwissenschaften und Medizin in der Kunsttheorie der Frührenaissance.* Eingeleitet, kommentiert und übersetzt von Klaus Bergdolt. Weinheim, VCH, Acta humaniora, 1988. CI, 584 S. Ill. DM 298,–. ISBN 3-527-17610-1.

Lorenzo Ghiberti ist uns nicht nur durch bedeutende Kunstwerke – etwa seine berühmte Paradiesestür am Florentiner Baptisterium – bekannt, sondern auch durch seine kunsttheoretischen Schriften, seine drei «Kommentare». Beim dritten, umfangreichsten Teil handelt es sich um einen schwer lesbaren Text – vielleicht unvollständig vom Autor selbst hinterlassen, lücken- und fehlerhaft durch den Kopisten im späten 15. Jahrhundert überliefert – der bisher nur in kurzen Auszügen erschlossen war. Bergdolt hat es unternommen, diesen dritten Kommentar vollständig zugänglich zu ma-

chen – in der Originalsprache, dem Volgare, und in der Übersetzung. Dabei musste der Text anhand der von Ghiberti verwendeten Quellen an vielen Stellen rekonstruiert werden. Es handelt sich entsprechend dem von Ghiberti für die Künstler geforderten Bildungskanon um eine Zusammenfassung des Themenspektrums der mittelalterlichen «perspectiva naturalis» (Einleitung, LXXXI). Dabei bedeutet «perspectiva naturalis» alle mathematischen, psychologischen, anatomischen und philosophischen Gesichtspunkte, die bei der Wahrnehmung von Sehobjekten eine Rolle spielen (Einleitung, XXII f). Es werden damit eine Vielzahl von Themen angeschnitten, dass auch der nun rekonstruierte Text des dritten Kommentars mit seinen zahlreichen Wiederholungen und seinem komplexen Inhalt sich dem Leser nicht einfach erschliesst. Dabei bieten jedoch die verschiedenen, der Edition beigefügten Texte gute Hilfestellung. Den Zugang erleichtert die Einleitung, die den Kommentar breit in das künstlerische und wissenschaftliche Umfeld seiner Zeit einordnet, den Inhalt analysiert und detaillierte Hinweise auf die von Ghiberti verwendeten Quellen gibt. Wertvoll für den Benutzer sind auch das von Bergdolt erstellte Inhaltsverzeichnis des sonst nicht gegliederten Ghiberti-Textes und die Synopsis mit den Verweisen auf die Editionen der verwendeten Quellentexte und der (unvollständigen) Herausgabe des dritten Kommentars durch den Kunsthistoriker Julius Schlosser. Dazu kommen das Glossar, das wichtige Begriffe der optischen und medizinischen Terminologie erläutert und das umfangreiche Literaturverzeichnis. Nur für einen interdisziplinär tätigen Wissenschaftler wie Bergdolt war es möglich, einen solchen Text, der für Kunst- und Medizinhistoriker gleichermassen interessant ist, in diesem umfassenden Sinn zugänglich zu machen. Roger Seiler

Brigitte Nagel, *Die Welteislehre: ihre Geschichte und ihre Rolle im «Dritten Reich»*. Stuttgart, Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1991. 188 S., Illustr. DM 25,–. ISBN 3-928186-9.

Die, offenbar einer Magisterarbeit bei Prof. Armin Hermann (Stuttgart) entsprungene, 188seitige Broschüre teilt sich in Abhandlung und Dokumentation.

Die Verfasserin skizziert den Inhalt der Welteislehre, geht kurz auf Begründer und geistige Grundlagen ein und beschreibt die Wirkung «auf Fachwelt und Laien», insbesondere «im 3. Reich», aber auch «nach 1945»: Diese «Glacial-Kosmologie», dem österreichischen Ingenieur Hanns Hörbiger (1860–1931) um 1894 offenbart, wurde ab 1905 vom Lehrer und Privatastronomen Philipp Fauth (1867–1941) publiziert. 1912 erstmals vollständig

erschienen, erlebte das Werk 1925 einen Neudruck. Die Welteislehre deutet das kosmische Geschehen als Wechselwirkung von «Eis- und Glutgestirnen» bzw. «Neptunismus» und «Plutonismus» – damit bewusst an die aufklärerische und romantische, ja antike Naturphilosophie anknüpfend. Ihre zahlreichen Anwendungen auf konkrete Phänomene versagten vor der Forschung ziemlich vollständig (Hagel als «kosmisches Eis», «eisgepanzerter» Mond, Sternschnuppen als «Roheisblöcke», Sonnenflecken als Folgen von «Roheiseindringlingen», Milchstrasse «aus purem Eis», usw.). Dementsprechend wurde die Welteislehre von der Wissenschaft, abgesehen von zwei, drei Astronomen, kaum je ernst genommen. Hörbiger, Absolvent der Maschinenbauschule am Technologischen Gewerbemuseum Wien, sicherte sich in der Technikgeschichte einen Platz als «Erfinder des massearmen, reibungsfrei geführten Plattenventils» (1895); die Hörbiger Ventilwerke AG Wien betrieben das Geschäft weiter, offenbar als Familienbesitz. Hörbigers Herz und Investitionen hingen indessen vor allem an seiner «Glacial-Kosmologie». Diese fand nach dem Ersten Weltkrieg eine gewisse Popularität und Unterstützung, z. B. durch den vom Naturphilosophen Bernhard Bavink (1879–1947) geführten Keplerbund sowie eigentliche Anhänger-Aktivisten. Einschlägige Bücher erlebten offenbar nicht unbeträchtliche Auflagen, «Welteis»-Vereine aber brachten es nur auf ein paar hundert Mitglieder. Sogar im Dritten Reich verhinderten, trotz anfänglicher Chancen und prominenter Lieblinge, «wissenschaftliche Selbstreinigungskräfte» den Durchbruch. Nach 1945 erlebte die merkwürdige Lehre nochmals einige ephemere Erfolge im Ausland (so durch den englischen Mythologen Egerton Sykes), und auch Familienangehörige hielten ihr die Treue.

Der Anhang dokumentiert zuerst ein paar Vereinsaktivitäten nach dem Ersten Weltkrieg, ist aber entsprechend dem Untertitel des Büchleins hauptsächlich dem Tauziehen im Dritten Reich gewidmet.

Laut Hermanns Vorwort sei «die Welteislehre für uns interessant»: als Übungsstück der Studierenden im Paradigmenspiel; sodann als Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des Dritten Reiches, und schliesslich als bemerkenswertes kulturgeschichtliches Problem der doch so wissenschaftsgläubigen Jahrhundertwende: «Offensichtlich ist es nicht genügend gelungen, für die Methoden und Denkweisen der Wissenschaft genügend Verständnis in den breiten Schichten zu erreichen». Ein ähnlicher «wissenssoziologischer» Graben öffnet sich bekanntlich auch heute immer wieder etwa zwischen Volk und Forschung (bzw. «Steuerzahlern» und «Erstnutzniessern») ...

Beat Glaus

Ernst von Held-Ritt, *Prissnitz auf Gräfenberg oder treue Darstellung seines Heilverfahrens mit kaltem Wasser* ... Mit einer Einleitung zur Geschichte der Hydrotherapie und der Biographie von Priessnitz ... von Christian Andree. Würzburg, Bergstadt-Verlag Wilhelm Gottlieb Korn, 1988. (Erweit. Nachdruck der 1837 erschienenen ersten Aufl.). 118 S. Ill. Portr. DM 38,–. ISBN 3-87057-121-7.

Der Nachdruck einer Schrift aus dem Jahr 1837, sozusagen zum 150-Jahr-Jubiläum, gibt einen guten Einblick in die Krankheitsauffassungen und Heilpraktiken jener Zeit, geprägt von den Vorstellungen der Bevölkerung ebenso wie von manchen Vertretern der romantischen Medizin.

Der Name von Vinzenz Priessnitz (1799–1851) hat sich bis heute im «Priessnitz-Wickel», der Anwendung eines kalten Wickels bei akuten Schmerzen, vor allem im Rahmen von ausstrahlenden Kreuzschmerzen (im Volksmund «Ischias» genannt) in der physikalischen Therapie, erhalten. In dem vom Kieler Medizinhistoriker Christian Andree kommentierten Buch wird die Person des schlesischen Bauern und Heilers in ein farbiges Licht gerückt, wie es der Priessnitz-Anhänger Armeeleutnant Ernst von Held-Ritt zu dessen Lebzeiten sah, empfand und niederschrieb, ja sich nachgerade zur Buchherausgabe gedrängt fühlte.

Ernst von Held-Ritt beschreibt Priessnitz als einfachen, «kleinen» Mann, der mit genauer Naturbeobachtung die für ihn offensichtlich uneingeschränkte Heilkraft des kalten Wassers erkannte. Seine Abstammung mag insofern nicht unbedeutend sein, da sein Urgrossvater beim Versuch, seine Tochter den Soldaten des dreissigjährigen Krieges zu entreissen, erschlagen und an jenem Ort ein Brunnen (Priessnitz-Brunnen) errichtet worden war. Seine Erfahrungen machte Priessnitz zuerst an sich selbst und an Tieren, dann mit Gichtkranken. «So wirkte nun viele Jahre dieser Mann in stiller, bescheidener, menschenfreundlicher Weise und grosser Zurückgezogenheit fort, rühmte Niemanden seine Kurmethode als ein Universalmittel an, und vollbrachte die wichtigsten Kuren, besonders an solchen Kranken, bey deren veralteten Leiden die Anwendung aller übrigen Arzneyen erfolglos geblieben, und die Kunst erfahrener Ärzte gescheitert war.»

Im übrigen versucht sich der Schreiber angeblich aller legendären Ausschmückungen zu enthalten und die Heilpraktik möglichst wissenschaftlich zu stützen, wozu er allerdings lediglich Fallbeschreibungen hinzuzieht und Leute erwähnt, welche die hervorragenden Heilerfolge bezeugen. Er stützt sich, dem Element Wasser getreu, auf die Säftelehre und bezeichnet als besonders günstige Indikationen neben Hautkrankheiten («Skrofeln») die

«sogenannte Nervenschwäche (irritable Schwäche), ein Leiden, welches bey einem grossen Theile der Menschen, besonders dem schönen Geschlechte, so häufig vorkommt», Hysterien, Hypochondrie, Gicht, Epilepsie und die Lustseuche. «Ganz besonders heilsam aber ist sie bey der frischen Lustseuche, sie möge nun gestaltet, oder schon ausgeartet seyn wie sie wolle. Durch den Gebrauch der Wasserkur wird solche nicht allein schnell und gänzlich geheilt, sondern sie hinterlässt auch nicht die geringsten übeln Folgen für das künftige Leben, welches bey der Merkurialkur immer der Fall ist.» Ein eigenes Ergänzungskapitel widmet er der Cholera; aus heutiger medizinischer Sicht mag das Trinken grosser Wassermengen bei dieser Erkrankung, im Gegensatz zur Syphilis, tatsächlich günstig gewirkt haben.

Das als Propagandaschrift zu bezeichnende Buch enthält genaue Angaben über Geographie, Klima, Tagesablauf, notwendiges Gepäck (Wolldekken) und Finanzen bezüglich Quartier, Diät, Badediener und Wäsche, nicht aber für die Therapie, «indem dieser uneigennützige Mann noch nie für seine Mühe einen Lohn forderte».

Die Lektüre des Buches, wenig aufregend aber bekömmlich, lässt einen beim Gedanken an die aktuellen Diskussionen zur alternativen Medizin schmunzeln. Marcel Weber

Wolfgang Götz, *Der Briefwechsel von Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837)*, Acta Historica Leopoldina 18 (1987), Lieferung 1, 159 Seiten u. 18 (1990), Lieferung 2, 154 Seiten. ISSN 0001-5857.

Die mit viel Akribie erstellte kritische Bearbeitung und Kommentierung des Briefwechsels eines der bekanntesten Apotheker aus dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts aus der Feder des Darmstädter Apothekers und Trommsdorff-Kenners Dr. Wolfgang Götz ist eine willkommene Bereicherung der pharmaziehistorischen und arzneimittelgeschichtlichen Grundlagenforschung.

Der Briefwechsel des Erfurter Arztes und Apothekers Johann Bartholomäus Trommsdorff stellt ein Desideratum dar. Nach Autoren alphabetisch geordnet, umfassen die Lieferungen folgende Autoren:

Lieferungen 1 (Abildgaard bis Brandes)

Bearbeitung fanden die Briefe bzw. der Briefwechsel Trommsdorffs mit P. C. Abildgaard, J. W. von Alten, E. F. Aschoff, J. B. Batka, F. Beck, J. W. Becker, R. Z. Becker, C. Beinert, F. W. Beissenhirtz, Herrn Bender, J. J. J. Bender, Bergmann, Bertrand, Bertuch, J. J. Berzelius, v. Bibra, F. H.

Biltz, K. G. Bischof, G. H. Blechschmidt, L. F. Bley, F. A. Blobel, C. L. Blume, v. Blumenstein, C. Boot, J. C. Chr. Bornemann, Boxberg, R. Brandes.

Lieferung 2 (Braun bis Dulk)

K. F. W. Braun, J. A. Buchner, Ch. F. Bucholz, J. St. Bull, Bussen, A. Callisen, M. Capeller, Casper, M. E. Chevreul, J. L. Choulant, Coppens, Corvinus, L. v. Crell, Creutz, Denstorff, Dierbach, J. G. Dingler, J. W. Döbereiner, F. Ch. Drechsler, Dünhaupt, Ch. Dufft, A. Duflos, F. Ph. Dulk.

Die auf jahrelanger mühevoller Kleinarbeit beruhende Briefe-Edition gibt einen authentischen Einblick in die reiche Gedankenwelt, das breite Wirkungsspektrum und die Vielfalt der Kontakte J. B. Trommsdorffs als Wissenschaftler und Mensch.

Die vorgelegte Korrespondenz stellt für die Geschichte der Pharmazie, der Chemie und der Naturwissenschaften aber auch für die Medizingeschichte und Wissenschaftsgeschichte eine wichtige Bereicherung dar.

Gottfried Schramm

Franz Hermann Franken, *Die Krankheiten grosser Komponisten*. Bde. 1–3. Wilhelmshaven, Florian Noetzel, «Heinrichshofen-Bücher», 1986–1991 (2. Aufl. 1991). (Taschenbücher zur Musikwissenschaft, 104, 105, 114). Pro Band DM 29,80. ISBN 3-7959-0419-6; 0420-X; 0541-9.

Die Biographie grosser Komponisten aus dem Blickwinkel des Mediziners ist sowohl für den Musikliebhaber wie für den Freund der Medizinhistorie sehr bereichernd. Der Autor versteht es in ausgezeichneter Weise, den Anspruch der Wissenschaftlichkeit mit jenem der populären Darstellung zu verbinden.

Die drei handlichen Taschenbücher berichten in nicht chronologischer Reihenfolge über die Krankengeschichten von siebzehn Komponisten: Haydn, Beethoven, Bellini, Mendelssohn, Chopin, Schumann, Mozart, Weber, Rossini, Schubert, Donizetti, Brahms, Paganini, Wagner, Bizet, Mahler, Reger. Als Quellenmaterial dienten vor allem die Briefe der Komponisten und ihrer Freunde sowie die erhaltenen Dokumente von behandelnden Ärzten. Es ist erstaunlich, wie viele bisher in der Rezeption unbeachtete Hinweise vom Autor aufgespürt wurden. Der Leser erfährt, wie das Leben im 18. und 19. Jahrhundert mehr als heute von Krankheit und Tod geprägt war.

Ein einleuchtender Rückschluss von der Krankheit auf die kompositorische Produktion ist nicht nachweisbar. Bei den einzelnen Komponisten wirkte sich ein Krankheitsschub sowohl fördernd als auch hemmend auf die

künstlerische Schaffenskraft aus. Diese Aussage bezieht sich lediglich auf äussere Faktoren: inwieweit ein chronisches Leiden nach künstlerischem Ausdruck verlangt, wird nicht diskutiert und wäre auf der psychologischen Ebene zu beantworten.

Die Darstellung der Krankheitsmerkmale wird mit vielen Hinweisen zur damaligen Medizin ergänzt und dadurch verständlich gemacht. Die Entscheidungen der verantwortlichen Ärzte rücken damit in ein kritisches Licht. Ein Blick in die Gegenwart macht deutlich, welche Komponisten mit moderner Medizin länger gelebt hätten, zeigt aber auch, dass sich einzelne Krankheiten heute ebensowenig aus der Welt schaffen lassen wie damals. Besondere Beachtung wird dem Lebenswandel des Komponisten im Hinblick auf seine Erkrankung geschenkt.

Es gelingt dem Autor, durch die verschiedenen Biographien hindurch einen roten Faden zu spannen. Gerade bei der Besprechung der Krankheiten aus der Sicht des Mediziners arbeitet er ständig mit Querverweisen. Wie in einem Roman unterbricht er seine Schilderungen am spannendsten Punkt, um einen erklärenden Einschub anzubringen. Das Bild des Komponisten und seiner Umgebung erhält einen farbigen Anstrich.

Marcel Weber

Ulrich Lohse, *Instrumentenmacher, Dentalfabriken und Dentaldepots:* systematisches Verzeichnis von Firmen der Dentalindustrie und des Dentalhandels in Deutschland bis 1938. Köln, Deutscher Ärzte-Verlag, 1991. 351. S. Ill. DM 88,–. ISBN 3-7691-4032-X.

Die Geschichte der Entwicklung von Dentalfabriken und Dentaldepots in Europa ist bis heute nicht erforscht. Die Entstehung dieser Firmen brachte eine grosse Erleichterung für die zahnärztliche Praxis, da der Zahnarzt viele seiner Materialien nicht mehr selber herstellen musste. Dadurch konnte die Patientenversorgung rationalisiert werden und der Aufbau einer zahnärztlichen Versorgung der Bevölkerung vorangetrieben werden.

Im vorliegenden Verzeichnis von Ulrich Lohse sind alle in Deutschland vorhandenen Dentalfirmen und zahnärztlichen Bedarfskataloge bis 1938 zusammengetragen. Das Verzeichnis umfasst 4 Kapitel. Im ersten Kapitel zeigt Lohse die verschiedenen Schwierigkeiten, die er bei der Quellensuche hatte. Das zweite Kapitel erläutert systematisch das Verzeichnis der Instrumentenmacher, Dentalfabriken und Dentaldepots. Im dritten Kapitel werden die verschiedenen Dentalfabriken alphabetisch aufgelistet. Das letzte

Kapitel widmet sich der Bibliographie der in Deutschland erschienenen Dentalkataloge.

Das Verzeichnis von Lohse dient vor allem dem Sammler alter zahnärztlicher Geräte, Instrumente und Materialien. Der Zahnmedizinhistoriker kann mit Hilfe eines solchen Verzeichnisses abklären, inwieweit sich Dentalindustrie und zahnmedizinische Forschung gegenseitig beeinflussten.

Guido Sigron

Álvaro Martínez Vidal, *Neurociencias y revolución científica en España.* La circulación neural. – Madrid: Consejo superior de investigaciones científicas, 1989. XIII, 257 S. (Estudios sobre la ciencia, 8). ISBN 84-00-06976-5.

Um die Entwicklung des Lebens zu verstehen, müssen Fossilien studiert und ihre Zusammenhänge aufgedeckt werden. Und um die Entwicklung der Medizin zu analysieren, müssen wir frühere Ideen aufzeichnen, so überholt und fossil sie uns auch heute anmuten.

Ein Kreislauf der Nervenflüssigkeit, analog dem Blutkreislauf, wurde vom 17. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts von zahlreichen und bekannten Ärzten angenommen; dieses System sollte die Motorik der menschlichen Muskulatur mit den Impulsen des Gehirns verbinden und lieferte damit die Erklärung für komplizierte Abläufe wie z. B. das Gehen des Menschen.

Álvaro Martínez Vidal geht der Entwicklung dieser Idee der neuralen Zirkulation nach und beschreibt vorerst die einzelnen Elemente:

Die Nervenflüssigkeit, die Nerven als Gefässe und schliesslich das Gehirn und die Dura mater als Pumpe der Neuralflüssigkeit. In einem zweiten Teil wird der Beitrag aufgezeichnet, den der spanische Arzt Martin Martínez (1684–1734) in seinen Schriften zum Ausbau dieses Systems leistete und wie er mit einer schlechten Verteilung der Nervenflüssigkeit eine Vielzahl von Krankheiten erklärte.

In einem dritten Teil wird schliesslich die spanische Übersetzung des entsprechenden Kapitels aus dem Buch von G. A. Borelli (1743) *De Motu animalium* wiedergegeben, die Á. Martínez Vidal mitverfasst hat.

Eine ausgedehnte Bibliographie aller Autoren, die sich mit dem Problem der Nervenflüssigkeit befasst haben, schliesst den ansprechend gemachten Band ab.

Maria Luisa Engeler

Rudolf Mumenthaler, *«Keiner lebt in Armuth». Schweizer Ärzte im Zarenreich.* Zürich, Hans Rohr, 1991. 267 S. Ill. (Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer, Band 4). Fr. 48.–. ISBN 3-85865-703-4.

Das Buch über Schweizer Ärzte in Russland setzt nach *Schweizer im Zarenreich, Schweizer Industrie in Russland* und *Schweizer Käser im Zarenreich* eine 1985 begonnene Reihe fort, die Carsten Goehrke an der Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich herausgibt.

Mit sorgfältig zusammengestellten, verschiedenartigen, biographischen Details von 39 Medizinern, die auf Zeit oder Dauer aus der Schweiz nach Russland auswanderten, und von 69 weiteren, die sich aus bereits dort geborenen Schweizern rekrutieren, stellt der Autor die vielfältigen Aspekte der Ärzte-Immigration in Russland dar. Die recherchierten Angaben reichen von 1703 bis 1933. Anhand der gut überschaubaren 108 Mediziner werden gleichzeitig die Wanderungstendenzen dieser Berufsgruppe aus der Schweiz verdeutlicht, in der Romands und Reformierte überproportional vertreten sind. Ein Fünftel von ihnen repräsentiert das 18. Jahrhundert, so Daniel Bernoulli – er wurde 1725 als 25jähriger an die eben geschaffene Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg berufen – wie Leonhard Eulers Sohn Karl. Der Chirurg Johann Balthasar Hanhart aus Winterthur wurde 1739 mit der (lateinischen) Nomenklatur zum ersten russischen Lehrbuch der Medizin, einem anatomischen Atlas, betraut. Durch Peters I. Modernisierungen hatte Russland bis 100 Jahre nach dessen Tod Bedarf an ausländischen Ärzten – wegen der noch 1750 nicht vorhandenen einheimischen. Im 19. Jahrhundert dienten dem Zarenreich so bedeutende Schweizer Mediziner wie Heinrich Attenhofer, Albert von Regel, Friedrich Huldreich Erismann, der als Vater der russischen Hygiene angesehen wird, und schliesslich Hermann Rorschach.

Mumenthalers Buch besticht durch die subtile Auswertung aller relevanten Fakten, die dem Forscher in einer umfangreichen Bibliographie und ebensolchen Registern, darunter Publikationsverzeichnisse der dargestellten Personen, zugänglich gemacht werden. Für Medizinhistoriker ist das russische Medizinalwesen im 18. Jahrhundert allzu pauschal dargestellt. Bernoullis Veröffentlichungen sind zu ergänzen mit seiner ophthalmologisch-physiologisch bedeutsamen Arbeit *Experimentum circa nervum opticum,* in: *Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae,* Petropoli 1728, t. 1, pp. 314–317. Aloys Henning

W. F. Bynum and Roy Porter (eds.), *Living and dying in London.* London, Wellcome Institute for the History of Medicine, 1991. XVIII, 151 p. Ill. (Medical History, Suppl. No 11). £ 21.–; $ 33.–. ISBN 0-85484-105-9.

Ce petit volume réunit sept études sur l'environnement londonien de la fin du XVIe au début du XXe siècle. Bien que chaque auteur se soit penché sur un aspect très particulier (la mortalité dans une communauté quaker de 1650 à 1850, comme John Landon) et étudie en général une seule paroisse, le tout donne une bonne vision générale. L'eau propre est un souci essentiel; Anne Hardy présente l'activité des compagnies privées jusqu'à la municipalisation du service en 1902–1903. Gerry Kearns, à travers l'exemple d'Islington, montre la difficile coordination entre les autorités paroissiales, urbaines et nationales pour lutter contre les nuisances; la peur du choléra fut parfois salutaire. Comment améliorer le logement des pauvres lorsque les fonds manquent faute d'une taxe immobilière suffisante pour les travaux nécessaires, mais non exorbitante pour les locataires qui devront en verser leur part? Une question qui tient de la quadrature du cercle, posée par Martin Daunton. L'article d'Andrew Wear sur le sort réservé aux malades pauvres s'en prend à l'image noire de l'hôpital. Il constate, dans la paroisse qu'il étudie de 1580 à 1679, que les malades riches et pauvres peuvent être traités de la même manière. Rosemary Weinsten relève la multitude des organismes chargés des questions sanitaires et hygiéniques et les difficultés consécutives. Si les efforts n'ont pas été toujours concordants, le souci de mieux faire a été constant, même au XVIIIe siècle qui passait jusqu'à présent pour avoir négligé ce problème, ce que conteste Roy Porter.

Ennemis du jargon, les sept auteurs ont réussi à donner en quelques pages des faits, des interprétations et à poser des questions nouvelles. Si l'on ajoute que graphiques, tableaux, cartes et illustrations sont abondants, que les notes figurent en bas de page, qu'il existe un index, que la typographie est élégante et que le volume est même relié, tout ceci contribue à faire de l'ouvrage une lecture fort recommandable. Lucienne Hubler

K. van Berkel, M. J. van Lieburg, H. A. M. Snelders, *Spiegelbeeld der Wetenschap. Het Genootschap ter bevordering van Natuur-, Genees- en Heelkunde 1790–1990.* Rotterdam, Erasmus, 1991. 184 S., Ill. (Nieuwe Nederlandse bijdragen tot de geschiedenis der geneeskunde en der natuurwetenschappen, Nr. 40; Pantaleon Reeks Nr. 2). Hfl. 59.–; US$ 35.– (brosch.); Hfl. 79.50; US$ 45.– (geb.). ISBN 90-5235-022-1 (pbk.).

Im Jahre 1790 wurde in Amsterdam eine Gesellschaft zur Förderung der Medizin und Chirurgie (im Sinne der utraque medicina) gegründet. Sie entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer bedeutsamen Institution. Viele Mitglieder wurden weit über die Grenzen der Gesellschaftsakti-

vitäten (und auch über die der Niederlande) hinaus bekannt; wir nennen nur Bonn, Camper, Vrolik, Haver Droese, Schroeder van der Kolk, Tilanus, de Vries (Hugo), van 't Hoff van der Waals, Kamerlingh Onnes. Durch ihre Leistungen wurde gezeigt, «wie ein kleines Land gross sein kann».

Die Geschichte dieser Gesellschaft ist ein wichtiges Stück Geschichte der Medizin in den Niederlanden. Sie wurde in vortrefflicher Weise dargestellt von K. van Berkel (allgemeine Einleitungen), W. J. van Lieburg (Periode 1790–1890) und H. A. M. Snelders (nach 1870). Ein ausführlicher Anmerkungsapparat und ein Personenverzeichnis schliessen das Werk ab.

Willem F. Daems

Red-hair medicine: Dutch-Japanese medical relations. Ed. by H. Beukers, A. M. Luyendijk-Elshout, M. E. van Opstall and F. Vos. Amsterdam – Atlanta, GA, Rodopi, 1991. 114 S. Ill. (Nieuwe Nederlandse Bijdragen tot de Geschiedenis der Geneeskunde en der Natuurwetenschappen, No. 36). Hfl. 40.–; $ 20.–. ISBN 90-6203-680-5; ISSN 0168-9827.

Die Isolationspolitik Japans liess nach 1639 nur noch Handelsbeziehungen mit den Niederlanden und mit China zu. Der westlichen Medizin in Japan, bis anhin im Schatten der traditionell chinesischen Medizin von spanischen und portugiesischen Missionaren praktiziert, wurde in der Folge von den offensichtlich rothaarigen Niederländern zum Durchbruch verholfen.

Verschiedene Aspekte dieser Entwicklung werden in englischer Sprache von verschiedenen holländischen Autoren beleuchtet. So gibt Fritz Vos eine etwas unruhige Übersicht über die medizinische Entwicklung vor der Aera der Rothaarigen. A. M. Luyendijk-Elshout berichtet über die abenteuerliche japanische Übersetzung eines niederländischen Anatomiebüchleins von 1734. T. M. van Gulik verfolgt die Spur heute in Japan noch gebräuchlicher chirurgischer Terminologie niederländischen Ursprungs. Es waren nämlich Schiffschirurgen der Handelsgesellschaft «Oostindische Compagny», die von der Geschäftsniederlassung auf der Insel Dejima bei Nagasaki aus wirkten und lehrten. Auf umgekehrtem Wege erfuhr der Westen noch im 17. Jahrhundert über die Akupunktur: G. T. Haneveld stellt entsprechende Zeugnisse vor. Der hürdenreiche Weg zur ersten erfolgreichen Pockenimpfung und schliesslich zum grossangelegten Impfprogramm, das der westlichen Medizin in Japan zu grösstem Ansehen verhalf, wird von Harm Beukers beschrieben. Auch ophthalmologische Errungenschaften im 19. Jahrhundert kamen durch die Niederländer nach Japan, wie Harold E. Henkes festhält. Schliesslich berichtet A. Schouten über das bewegte Leben des

Militärchirurgen J. L. J. Pompe van Meerdervoort (1829–1908), der sich während seines fünfjährigen Japanaufenthaltes um den Bau eines Spitals auf Dejima, um präventivmedizinische Massnahmen, sowie um ein fortschrittliches Ausbildungsprogramm für japanische Studenten verdient gemacht hat. Zum Schluss präsentiert M. J. C. Stokman eine zehnseitige Bibliographie.

Ein angenehmes Büchlein: ein interessantes Sammelsurium mit rotem Faden und hübschen Illustrationen. Lies Huizink

La Société Philomathique de Paris et deux siècles d'histoire de la science en France. Colloque du Bicentenaire de la Société Philomathique de Paris. Publié sous la dir. de André Thomas. Paris, Presses universitaires de France, 1990. VI, 154 p., frontisp. FFr. 180.–. ISBN 2-13-043430-4.

Parmi toutes les sociétés savantes, la Société Philomathique de Paris occupe une place particulière par son histoire, par l'esprit qui l'anime, par ses buts de haute vulgarisation de la connaissance scientifique et des dernières découvertes. Ce fut elle qui, en 1793, lors de la suppression de toutes les académies par la Convention, a pris la relève de l'enseignement public et attiré dans son sein la plupart des grands savants de cette époque, à commencer par Lavoisier, Lamarck, Berthollet, Monge, Laplace, puis d'autres encore. L'institution joua également un rôle important sous l'Empire et ne cessera de faire preuve de liberté dans ses choix, et d'activité dans les domaines des sciences mathématiques, physiques, biologiques et naturelles.

M. J.-André Thomas, membre de l'Académie des sciences et président de la Société Philomathique depuis 1974, a dirigé le Colloque du bicentenaire, dont les textes des communications présentées ou rédigées à cette occasion par dix membres de la Société sont réunis dans le présent volume. Leur lecture est fort intéressante et il convient d'en souligner la grande variété, la rigueur et le passionnant récit de la contribution au progrès scientifique et à la diffusion des idées dues à une société qui, manifestement, poursuit son œuvre bénéfique. Bornons-nous à ajouter aux articles purement historiques ceux qui traitent de Lavoisier, des sciences naturelles, du phlogistique à la photosynthèse, de l'épistémologie; à mon avis, un des mieux documentés est celui de René Taton sur les sciences exactes.

A la suite des articles, on trouve la liste des membres les plus éminents de la Société Philomathique de 1788 à 1990. Dès 1944, elle a compté onze Prix Nobel parmi les membres titulaires et dix-sept parmi les émérites, dont Dirac, Einstein, Heisenberg, Morgan, Planck. Les Genevois Jean Senebier,

Nicolas-Théodore de Saussure et A.-Pyramus de Candolle figurent parmi les membres les plus anciens (élus respectivement en 1797, 1800 et 1800). Puis vient la liste des conférences organisées par la Société Philomathique de 1975 à 1990 (en général, cinq par an), et, pour finir, l'Annuaire des membres pour 1990, au nombre de 77, auxquels s'ajoutent de nombreux correspondants.

Voilà, en résumé, la riche matière de ce volume, impeccable dans sa présentation extérieure, orné d'une reproduction de la médaille Lavoisier et consacré à une société savante dont la devise est «Etude et Amitié».

Pierre Speziali

Th. J. A. Terlouw, *De opkomst van het heilgymnastisch beroep in Nederland in de 19de eeuw:* over zeldzame amfibieën in een kikkerland. Rotterdam, Erasmus, 1991. 462 S. (Pantaleon Reeks nr. 1). Hfl. 59.90; SFr. 45.70. ISBN 90-5235-018-3.

Mit peinlicher Akribie beschreibt der Autor die Entwicklung der Heilgymnastik in den Niederlanden im 19. Jahrhundert, indem er alle denkbaren Aspekte ausleuchtet: das historische Umfeld der aufkeimenden Idee, dass nebst Bandagierungen, furchterregenden Apparaten und heroischen Operationen auch Leibesübungen einen therapeutischen Sinn haben können – die Orientierung an den schwedischen und später auch deutschen Pionierleistungen auf diesem Gebiet – die Verdienste verschiedener Persönlichkeiten und insbesondere auch der gemeinnützigen Stiftung NMA (Maatschappij tot Nut van 't Algemeen) – die kompetenz- und konkurrenzbedingten Auseinandersetzungen mit der Ärzteschaft – die gesetzgeberischen Aspekte – die Ausbildungsproblematik – und schliesslich die Gründung einer eigentlichen Gesellschaft zur Pflege der Heilgymnastik in den Niederlanden im Jahre 1889.

Der Autor stützt sich hauptsächlich auf eine grosse Palette zeitgenössischer Fachliteratur, Bücher und Zeitschriften, die er auch immer wieder zitiert. Das Werk ist gegliedert in vier in sich geschlossene Kapitel, die eingeleitet und zusammengefasst werden. Der Anhang bietet eine niederländische und eine deutsche Zusammenfassung, wie auch sechs «Beilagen», nämlich Fussnoten, Literaturangaben, Archivalia, Herkunft der Illustrationen, Abkürzungen und ein Personenregister.

Das Buch hat deskriptiven Charakter. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Physiotherapie. Von grossem Interesse sind auch die soziolo-

gischen Betrachtungen, die von der Entstehung, von der Differenzierung, Institutionalisierung und Legitimierung eines Berufes handeln.

Angaben über den Autor sind spärlich. Aus seinem Vorwort entnehme ich, dass er Physiotherapeut ist und dass es sich um seine Dissertation handelt. Lies Huizink

Ranice W. Crosby, John Cody, *Max Brödel, the man who put art into medicine.* New York (etc.), Springer-Verl., 1991. XI, 352 S. Ill. DM 98.–. ISBN 3-540-97563-2.

Max Brödel wurde 1879 in Leipzig geboren, zeigte schon früh zeichnerisches und malerisches Talent, besuchte die Königliche Kunstakademie und Kunstgewerbeschule und wurde vom Physiologen Carl Ludwig zu wissenschaftlichen Illustrationen herangezogen. 1894 kam Brödel auf Veranlassung des Arztes Paine Mall an die damals neue Johns Hopkins Universität in Baltimore, MD, wo er Zeit seines Lebens blieb und Illustrationen zu den verschiedensten Sachgebieten der Medizin schuf. Die Johns Hopkins Universität besitzt im *Department of Art as Applied to Medicine* das Max Brödel-Archiv, aus welchem die Originale der zahlreichen Abbildungen, mit denen der reich ausgestattete Band versehen ist, stammen. Brödel war mit vielen berühmten Ärzten seiner Zeit, so mit Harvey Cushing, befreundet.

War Brödel auch ein guter Zeichner und Illustrator, so ist der Titel des Bandes – *the man who put art into medicine* –, gelinde gesagt, eine gewaltige Übertreibung. Es scheint sich nicht herumgesprochen zu haben, dass die medizinische Zeichnung seit Leonardo da Vinci und Vesal eine lange und ruhmvolle Tradition besitzt, auch in den USA. Diese Biographie über Brödel lässt denn auch jeden Hinweis einer Einordnung des Illustrators in einen weiteren historischen Rahmen vermissen, ist dafür mit grosser, fast reisserischer Begeisterung fürs biographische Detail (Liebesgeschichten, Leidenschaften, Freundschaften) gefüllt. Antoinette Stettler

Nahum Kipnis, *History of the principle of interference of light.* Basel, Boston, Berlin, Birkhäuser, 1991. 271 S. Illustr. (Science Networks, historical studies, vol. 5). SFr. 118.–. ISBN 3-7643-2316-7; 0-8176-2316-7.

Im Buch von N. Kipnis – es ist die überarbeitete Ph. D. Dissertation (Minnesota 1984) – wird der Entdeckung des Interferenzprinzips und der Auseinandersetzung um seine Gültigkeit nachgegangen. Seine Anerkennung musste letztlich zum Triumph der Wellentheorie des Lichts im 3. und 4. Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts führen. Zwei grosse Physiker, der geniale

englische Arzt Thomas Young und der in Experiment und Theorie meisterliche französische Verkehrsbauingenieur Augustin Jean Fresnel, prägten diese dramatische Epoche. Kipnis widmete Young sechs kürzere und Fresnel zwei längere Kapitel, insbesondere sucht er auch eine Antwort auf die Frage zu geben, warum Youngs eigentlich bahnbrechende Arbeiten so lange verkannt blieben. Gerade in den letzten Jahren haben sich mehrere Autoren mit dieser Frage beschäftigt, und ihre Resultate waren recht unterschiedlich. Waren die Ursachen «interner» oder «externer» Art gewesen? Nach eingehenden Studien der Youngschen Abhandlungen und der Heranziehung neuer Materialien und der kritischen Betrachtung des historischen Umfeldes kommt der Autor zu dem Schluss, dass beiderlei Ursachen mit im Spiel waren. Zu den internen Gründen zählt er die Knappheit und die zu gedrängte mathematische Darstellung Youngs, aber auch die am Anfang stehende unglückliche Debatte über das Interferenzprinzip in der Akustik, die Young mit dem von der Physiologie herkommenden J. Gough führte. N. K. meint, dass Young sich darauf nicht sorgfältig genug vorbereitet hatte. Auch seine Untersuchungen über die Interferenz von Wasserwellen hatte Y. nicht weiterentwickelt und sich zu früh ausschliesslich den Lichtinterferenzen zugewandt. Als externe Ursachen sieht N. K. neben der oft angeführten abfälligen, aber auch inkompetenten Kritik H. Broughams an Y., der es als erster gewagt hatte, gegen die Emissions- oder Korpuskulartheorie des «Nationalheiligen» Newton zu rebellieren, die Tatsache, dass in jenen Jahren kaum ein britischer Wissenschaftler imstande war, den neuartigen, mathematisch formulierten Ideen Y.s zu folgen. Zum erstenmal wurde hier die Durchkreuzung von Wellensystemen und die durch Überlagerung entstandenen Amplituden als Schlüssel zur Deutung physikalischer Phänomene betrachtet. In Frankreich, dem damaligen Mekka der theoretischen Physik, nahm man von Y.s Arbeiten zunächst wenig Notiz; P. S. Laplace, J.-B. Biot, E.-L. Malus u. a. waren zu sehr mit der Ausarbeitung eigener optischer Arbeiten und Theorien in Anspruch genommen. Sie alle verfolgten das Ziel, die Newtonsche Emissionstheorie zu vervollkommnen und sie dem (1808) neuentdeckten Phänomen der Polarisation des Lichts anzupassen. Gerade jenem Phänomen stand nun die Undulationstheorie zunächst hilflos gegenüber; denn in dem hyperfeinen Fluidum, dem Äther, hatte Young Longitudinalwellen als selbstverständlich angenommen. – Ein neuer Abschnitt in der Auseinandersetzung über die physikalische Natur des Lichts begann 1815 mit Fresnels optischen Untersuchungen. Er fand sofort genügende Beachtung bei seinen Fachkollegen. Die «Emissionisten» ermunterten ihn

sogar bei seiner Arbeit – man denke nur an die Episode um den Poissonschen Fleck. Sie erkannten das Interferenzprinzip an, obwohl sie die physikalische Konsequenz, die Wellennatur des Lichts, ablehnten. Nach N. K. unterstützten damit die «Emissionisten», wenn auch ungewollt, die «Undulationisten». Fresnel fand nicht nur individuelle, sondern auch institutionelle Unterstützung; der Autor spricht in diesem Zusammenhang von einem «Audienzfaktor». Zuletzt stimulierte Y. seinen Mitstreiter, aber auch Konkurrenten zur Entwicklung der Theorie transversaler Lichtwellen, was die «Emissionisten» als absurd bezeichneten. – Zum Schluss noch eine kleine kritische Anmerkung: Im Kapitel über den Schall kam E. F. F. Chladni, der auch der «Vater der Akustik» genannt wird, etwas zu kurz. – Das Buch ist in seiner bestechenden Klarheit, Gründlichkeit und Tiefe ein Gewinn für alle, die sich ein Bild vom «heroischen Zeitalter der Wellentheorie» (M. v. Laue) machen wollen. Karl Heinrich Wiederkehr

Armin Hermann, *Weltreich der Physik: Von Galilei bis Heisenberg.* Stuttgart, Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1991 (cop. 1980). 390 S. Ill. DM 28.80. ISBN 3-928186-04-3.

Das in einer neuen Auflage erschienene Weltreich der Physik führt den Leser auf einen unterhaltsamen Streifzug durch die moderne Physik von Galilei bis Heisenberg. Die einzelnen Kapitel ranken sich exemplarisch um Physiker oder Personen, deren Wirken in engem Zusammenhang mit der Physik steht. So agieren neben den Heroen der Physikgeschichte wie Newton und Einstein auch der Betrüger Bessler, der selbst die Fachwelt mit seinem angeblichen Perpetuum mobile täuschen konnte, der Ingenieur Siemens oder der preussische Politiker Althoff, der viele Jahre lang die Wissenschaft in Preussen entscheidend förderte.

Die menschliche Seite kommt bei Hermann nicht zu kurz. So erfährt man etwa von Arthur Erich Haas, der bereits 1909 in Wien den richtigen Zusammenhang zwischen Wirkungsquantum und Grösse des Wasserstoffatoms aufspürte und dafür nur Hohn und Spott erntete. Der Physiker Hasenöhrl behauptete gar, man könne Haas nicht ernstnehmen, da dieser «... naiverweise Wissenszweige, die gar nichts miteinander zu tun haben könnten, wie Quantentheorie (als etwas Wärmetheoretisches) und Spektroskopie (als etwas Optisches) miteinander vermenge». Physik entwickelt sich eben nicht linear, gute Ideen werden oft unterdrückt, bevor sich die in ihnen enthaltenen Wahrheiten durchsetzen. In dieser Hinsicht vermitteln Lehrbücher oft ein völlig falsches Bild.

So findet sich das Energieprinzip schon bei Leibniz, wurde aber vom – anderweitig sehr verdienstvollen – Positivismus des 18. Jahrhunderts aus der Physik verbannt. «Metaphysisches Beiwerk» war dort nicht mehr erwünscht. Die Auswirkungen dieser Verbannung bekam noch Julius Robert Mayer zu spüren, der Entdecker des mechanischen Wärmeäquivalentes. Seine grundlegende Arbeit zum Energieprinzip, «Über die quantitative und qualitative Bestimmung der Kräfte», wurde vom Herausgeber der renommierten Annalen der Physik nicht zur Veröffentlichung zugelassen.

Mayer war Anhänger einer als Dynamismus bezeichneten Weltanschauung, welche den Ursprung aller Dinge in einer nicht-materiellen Kraft, einer vereinheitlichten Feldtheorie, wie man heute sagen würde, suchte. Der Philosoph Schelling und der Dichter Novalis hingen dieser Anschauung ebenso an wie die Physiker Ritter, Oersted und Faraday. Es scheint zweifelhaft, ob Oersted den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus entdeckt hätte, wenn er nicht von dem Gedanken an die Einheit der Natur beseelt gewesen wäre. Was zählt, sind schlussendlich nur die aufgespürten Wahrheiten und nicht die persönliche philosophische Weltanschauung, die zu deren Entdeckung führte.

Das ist im 20. Jahrhundert nicht anders. So stellt etwa Pauli den Unterschied zu Heisenberg dar: «Der Heisenberg hat etwas Gläubiges an sich. Das befähigt ihn, mit immer neuen Ideen zu kommen. Das kann ich nicht nachmachen. Meine Stärke ist die kritische Analyse.»

In die Zeit der Romantik fällt die heute so oft zitierte Spaltung in die «zwei Kulturen» (Snow) Natur- und Geisteswissenschaften. Der Philosophie ist es seither verboten, sich in die Naturwissenschaften einzumischen. Das spiegelt sich auch in den wissenschaftlichen Aufsätzen wider, denen fortan jeder literarische Anspruch fehlt.

Dass Physik keine Wissenschaft im Elfenbeinturm ist, dass sie bedeutsame Auswirkungen auf Philosophie, Mathematik, Technik und Gesellschaft hat, die wiederum auf sie zurückwirken, ist einer der Leitgedanken dieses Buches. Seine Lektüre kann ohne Einschränkungen empfohlen werden.

Claus Kiefer

Gunter Lind, *Physik im Lehrbuch 1700–1850. Zur Geschichte der Physik und ihrer Didaktik in Deutschland.* Berlin [etc.], Springer-Verl., 1992. X, 403 S. Ill. DM 98,–. ISBN 3-540-55138-7.

Das physikalische Weltbild war in der Zeit von etwa 1700 bis 1850 stürmischen Wandlungen ausgesetzt, hat sich doch damals das herausgebildet, was

wir heute als Fundament der modernen Physik betrachten. Dieser Wandel spiegelt sich natürlich auch in der Entwicklung der Lehrbücher wider, dem Gegenstand der vorliegenden Monographie. Im Mittelpunkt stehen Werke für die höheren Schulen und die Grundveranstaltungen der Universitäten, wobei die Diskussion weitgehend auf den deutschen Sprachraum beschränkt bleibt.

Lind ist es gelungen, einen interessanten Streifzug durch 150 Jahre Didaktikgeschichte der Physik zu unternehmen. Dabei geht es ihm nicht etwa um die detaillierte Behandlung langweiliger Lehrpläne oder Reformbemühungen preussischer Politiker, sondern um die Ebene, «auf der die Vermittlung der Ideen und Anforderungen in die pädagogische Wirklichkeit stattfindet.»

Claus Kiefer

Karl Kuhn, *Medizinhistorische Institutionen und Publikationen 1991.* Die Medizin als Geisteswissenschaft ... Fortsetzung zu «80 Jahre Institute für Geschichte der Medizin ... in Deutschland, Österreich und der Schweiz». Band 6. Blieskastel, im Selbstverlag des Verfassers, [1992?]. 203 S. Illustr. DM 40,–.

Mit Enthusiasmus und Fleiss zusammengetragen, informiert die (fotokopierte) Broschüre über Aktivitäten, Veröffentlichungen und Personalbestand der Medizinhistorischen Institutionen innerhalb und ausserhalb der Universitäten des deutschsprachigen Raumes im Jahre 1991. Die Angaben, die wiederum auf den Jahresberichten der Institute und auf Umfragen und Nachforschungen des Autors beruhen, sind naturgemäss nur bedingt vergleichbar, wie E. H. Ackerknecht bei der Besprechung von Band 1 (Gesnerus 44, 1987, 311 f.) treffend bemerkte; seine damalige Feststellung: «Si on n'a pas ce qu'on aime, il faut bien aimer ce qu'on a!» mag auch für den vorliegenden Band gelten. Immerhin würde man sich als Käufer des Buches – bei aller Hochschätzung von Einmannarbeit – wünschen, dass dem Autor beim Bibliographieren, Tippen und Korrekturlesen sowie beim Druck bzw. bei der Vervielfältigung tüchtige Fachkräfte behilflich gewesen wären.

Urs Boschung

Catrien Santing, *Geneeskunde en humanisme: een intellectuele biografie van Theodoricus Ulsenius (c. 1460–1508).* Rotterdam, Erasmus, 1992. 1 Bl., 312 S. Ill. (Nieuwe Nederlandse Bijdragen tot de Geschiedenis der Geneeskunde en der Natuurwetenschappen, Nr. 42; Pantaleon Reeks, Nr. 5). Hfl. 79.50. ISBN 90-5235-034-5.

Es gibt zu jeder Zeit bekannte Ärzte, die im Schatten der Medizin- und Kulturgeschichte stehen geblieben sind. Sie werden nur als Begleiterscheinungen, nicht als bezeichnende Vertreter ihrer Zeit betrachtet.

Theodericus Ulsenius (Dirk van Ulsen, 1460–1508), ein Niederrheinischer Arzt, gehört zu dieser Kategorie. Die Autorin Catrien Santing gibt in ihrer Dissertation eine sogenannte intellektuelle Biographie von Ulsenius; eine Untersuchung der kollektiven Lebenswelt in einem gewissen Kreis in Neurenberg um etwa 1500. Diese von Lucien Febure als ‹outillage mental› eingeführte Methode erfordert genaue Untersuchungen nach augenscheinlich wenig bedeutenden Figuren wie Ulsenius.

Ulsenius versuchte die Medizin zu integrieren in die neue humanistische Wissenschaft, damit die Medizin als eine vollständige Disziplin akzeptiert werden könnte. Er war dabei vom klassischen Altertum inspiriert, er hatte Interesse an der Astrologie, der neuplatonischen Philosophie und der Naturphilosophie. Obwohl er religiös war, bildete die Religion nicht die eigentliche Quelle der Inspiration für sein Weltbild. Er versuchte als selbständiger Denker, Arzt und Dichter zu leben. Als Arzt war er Zeuge der Syphilis-Epidemie am Ende des 15. Jahrhunderts. Sein Gedicht *Vaticinium in epidemicam scabien* hat am meisten die Aufmerksamkeit der Medizinhistoriker auf sich gezogen, weil ein Holzschnitt von Albrecht Dürer, von einem Syphilitiker unter dem Zodiac zentral, darin steht.

Mit Blick auf seine Arbeit und auf die intellektuellen Kreise, denen er in Neurenberg angehörte, kommt die Autorin zur Folgerung, dass der frühe Humanismus in den Niederlanden und Deutschland von kleinen Avantgarden befreundeter Intellektueller getragen wurde. Dieser frühe Humanismus war nicht im traditionellen Bild des christlichen Humanismus: er hatte eine viel weitere Aussicht auf die Kultur der Zeit. Die Verwandtschaft der Werke Ulsenius' und seines Kreises mit dem Werk der italienischen Humanisten, vor allen Marsilio Ficino, ist bemerkenswert.

Die Autorin hat mit einer derartigen Methode vieles nicht einfach zu verstehende Quellenmaterial auf klare Weise zusammengebracht und bearbeitet. Das Buch wird den an der deutschen frühen Renaissance Interessierten besonders empfohlen. Antonie M. Luyendijk-Elshout

Antoinette Emch-Dériaz, *Tissot, physician of the Enlightenment.* Bern [etc.], Peter Lang, 1992. IX, 339 S. (American University Studies, Series IX History, vol. 126). SFr. 71.60; $ 55.–. ISBN 0-8204-1819-6.

Il aura fallu attendre près de deux siècles après la disparition de l'illustre et méconnu «Dr Tissot» (1797) pour que sa première biographie intellectuelle, accomplie et limpide, nous vienne enfin ... des Etats-Unis!

Et il aura fallu bien des années à son auteur pour se résoudre à «lâcher» un ouvrage inlassablement peaufiné.

C'est que, comme l'expose bien Antoinette Emch-Dériaz, la popularité de Samuel-Auguste Tissot en son temps n'a d'égal que l'oubli dans lequel il sombre à partir de la Révolution. Réalise-t-on que le fameux *Avis au peuple* (1761) connaît 47 rééditions en langue française jusqu'à 1830? Et qu'il est traduit en 15 langues? Que le médecin des pauvres de Lausanne est célèbre en Europe? Que sa profession de foi en l'intervention et l'éducation (contre l'apathie et l'ignorance) en fait un digne représentant des Lumières, promoteur d'une conception sociale de la santé? Mais le XIXe siècle, prompt à reléguer gens et choses à l'Ancien Régime, oblitère le novateur. Si bien que l'originalité et la fécondité de Tissot n'ont été reconnues que tout récemment.

A. Emch-Dériaz a l'avantage d'aborder son sujet à distance, tout en connaissant parfaitement la langue et les mœurs de la Suisse romande pour en être originaire et y avoir grandi. *Tissot, physician of the Enlightenment* résulte de la transformation, toujours délicate mais ici parfaitement réussie, d'une thèse en un livre. Transformation dont l'appareil critique, augmenté d'un index, sort épuré. On appréciera notamment la méticuleuse bibliographie des œuvres publiées de Tissot, précisant lieux, éditeurs et dates des parutions successives. *Towards a social conception of health in the second half of the eighteenth century: Tissot (1728–1797) and the new preoccupation with health and well-being:* tel est le titre académique original de ce travail réalisé en 1983 sous la conduite de Elizabeth Fox-Genovese, au Département d'histoire de l'Université de Rochester, New York.

Suivant un découpage à la fois thématique et chronologique, A. Emch-Dériaz, en des pages d'une pénétrante analyse, attribue notamment à l'*Avis au peuple* et à l'*Onanisme,* si souvent cités à tort et à travers, leur juste place au regard des 23 autres livres et des abondants manuscrits laissés par Tissot. Qu'il s'agisse de pratique, de prévention, d'hygiène, d'enseignement ou d'hôpitaux, Tissot est là, entre modèle humoral et inoculation, santé individuelle et santé publique, gens du peuple et gens du monde, Ancien régime et modernité.

Référence indispensable pour les dix-huitiémistes et tous ceux que captive le «tournant des mentalités» des années 1760, la biographie que nous

offre A. Emch-Dériaz ouvre en fait sur la vaste thématique «médecine et société» inaugurée sous la conduite des Philosophes, with a «special touch of Calvinism and democracy».

Guy Saudan

Jens Alber, *Das Gesundheitswesen der Bundesrepublik Deutschland*. Entwicklung, Struktur und Funktionsweise. Frankfurt, New York, Campus Verl., 1992. 188 S. DM 28,–. ISBN 3-593-34682-6.

Die Kostenentwicklung im Gesundheitswesen führt auch in der Schweiz zu immer heftigeren Diskussionen über die Richtung, welche allfällige Reformen nehmen sollten. In einer derartigen Diskussion tut im allgemeinen ein Blick über die Grenzen besonders wohl: so lassen sich anhand der Erfahrungen anderer Gesundheitssysteme Folgen von möglichen Reformen abschätzen, oder aber Fehlentwicklungen besser vermeiden. Eines der für die Schweiz interessierenden Nachbarländer ist sicher Deutschland. Bislang gab es keinen wirklich brauchbaren Überblick über die Organisationsstruktur des Deutschen Gesundheitswesens.

Das vorliegende Buch entstand als Teil eines internationalen vergleichenden Forschungsprojektes im Kölner Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung und ist im wesentlichen im Zeitraum 1988 bis 1990 geschrieben worden. Daraus geht hervor, dass sich die Publikation nur auf die alten, nicht aber auf die neuen Bundesländer (frühere DDR) bezieht. Dies ist sicher bedauerlich, gleichwohl bleibt das vorliegende Buch als Beitrag über die bisherige gesundheitliche Versorgung in Deutschland nützlich.

Neben den Grundzügen des Deutschen Gesundheitswesens und dessen Akteuren werden Organisationsmerkmale, aber auch Entwicklungstendenzen im Gesundheitswesen systematisch dargestellt und diskutiert. Von besonderem Interesse sind dabei der Überblick über verschiedene Regulierungsmodelle im Deutschen Gesundheitswesen sowie die Ausführungen über Reformchancen und Reformbarrieren.

Dieses Buch dürfte für diejenigen von Nutzen sein, die sich mit der vergleichenden Analyse von Gesundheitssystemen beschäftigen.

Felix Gutzwiller

André Weil, *Zahlentheorie. Ein Gang durch die Geschichte, von Hammurapi bis Legendre*. Aus dem Engl. von Herbert Pieper. Basel, Boston, Berlin, Birkhäuser, 1992. XVIII, 382 S. Ill. SFr. 52.–. ISBN 3-7643-2635-2.

Am 26. März 1940 schrieb André Weil an seine Schwester Simone: «Les réfléxions qui suivent sont de deux sortes: Les unes portent sur l'histoire des nombres ...». Nach gut 40 Jahren liegt die Ernte dieser Studien vor uns. Nach einer Protohistory, in welcher sowohl die griechische, wie auch die babylonische, die indische und die frühere abendländische Mathematik besprochen werden, wendet sich Weil den vier Olympikern P. Fermat, L. Euler, L. Langrange und M.-L. Legendre zu. Fermat und seinen Briefpartnern ist das II. Kapitel gewidmet. Bereits der Umfang dieses Abschnittes deutet darauf hin, welche Bedeutung diesem ersten abendländischen Zahlentheoretiker zukommt. Mit wenigen Bruchstücken aus Diophant legte er die Fundamente der heutigen Zahlentheorien. Eulers zahlentheoretisches Werk steht im Mittelpunkt des Buches (S. 165–320). Weil zeigt an Hand von Eulers Korrespondenz und von dessen Abhandlungen, wie dieser zum fundamentalen Reziprozitätsgesetz gelangte. Langrange und Legendre schliessen Eulers Werk ab. Erst Gauss und Dirichlet beschreiten neue Wege. Das Buch von A. Weil ist keine Geschichte der Zahlentheorie, sondern führt uns, wie der Titel besagt, mittels historischer Betrachtungen in die schönsten Gefilde der königlichen Wissenschaft ein. Hierzu helfen insbesondere die trefflichen biographischen Angaben. Diese, sowie viele einführende Abschnitte des Werkes, sind auch für weitere Kreise verständlich abgefasst. Das Buch liefert unter anderem den Schlüssel zum Verständnis von Eulers zahlentheoretischen Arbeiten. Der Referent hat hierzu eine Konkordanz verfasst im Artikel: "Euler's Work on Number Theory, A Concordance for A. Weil's Number Theory", Historia Mathematica 13 (1986). Wir beglückwünschen den Verlag zu dieser wohlfeilen und drucktechnisch hervorragenden deutschen Ausgabe, sie möge viele Leser durch Stunden und Jahre begleiten.

Johann Jakob Burckhardt

Claude E. Welch, *A twentieth-century surgeon. My life in the Massachusetts General Hospital.* Boston, Mass., Massachusetts General Hospital, 1992. XX, 392 S. Illustr. Portr. $ 24.95. ISBN 0-88135-181-4.

The author is a prominent Boston surgeon whose entire career was centered around the Massachusetts General Hospital. In the late 40ies Boston was indeed the Mecca for foreign physicians and surgeons, and the M. G. H. was one of several prestigious hospitals they visited. However, in twentieth-century surgery many other medical centers were the leaders of spectacular advances. The devotion of the author to the M. G. H. and his alma mater, the Harvard Medical School, characteristic for his class, makes this "Twentieth

Century Surgery" an essentially local history. Whoever is interested in the history of the M. G. H. may find this book to be indeed an interesting, very abundant source. Part of this history pertains also to the 6th General Hospital, a field hospital staffed by the members of the M. G. H. engaged during the North African and Italian campaigns of the Second World War.

A general surgeon, the author unfortunately mentions only en passant the outstanding contributions of the world-famous M. G. H. surgeon Richard H. Sweet in thoracic, especially esophageal surgery, and of Robert E. Gross, a Harvard professor and pioneer in cardiac and pediatric surgery.

The reviewer also misses a short paragraph about the famous Boston surgeon Frank Lahey, founder of the internationally recognized Lahey Clinic.

Of a more general interest is the second part of the book concerning the complex organization of American medicine. Welch was not only a surgeon but must have spent an enormous amount of time as President and Committee Member of all the important medical and surgical associations.

As President of the Massachusetts Medical Society he was deeply involved with the "New England Journal of Medicine", one of the most important medical publications in the world whose interesting history the author reviews in a separate chapter.

President of the Boston Surgical Society and of the prestigious American Surgical Association the author mentions some of the leading American surgeons and their accomplishments.

As a result of his participation in the governing bodies of both the American Medical Association and the American College of Surgeons the author gives the reader an idea about the complex bureaucratic organization, the past, present and future conflicts and problems of American medicine concerning hospital accreditation, post-graduate training, board certification, malpractice litigation, etc., etc.

Understandably the author, a busy general surgeon and professional man, does not discuss the two most important developments of our time, i. e. cardiac and transplantation surgery. Therefore, the title of his in many ways interesting reminiscences "A 20th Century Surgeon" may be somewhat misleading. However, all in all it is a broadly informative book about American, especially Bostonian medicine and surgery. Andreas P. Naef

Jacques Jouanna, *Hippocrate*. Paris, Fayard, 1992. 648 S. FFr. 170.– ISBN 2-213-02861-3.

Mit J. Jouanna (J.) hat sich einer der besten Kenner der antiken Medizin, der sich nicht nur als Interpret, sondern auch als Herausgeber mehrerer Schriften des Hippokrates ausgezeichnet hat, dem anspruchsvollen Unterfangen unterzogen, eine Monographie über Hippokrates (ca. 460–375 v. Chr.), den «Vater der Medizin», vorzulegen. J. hat diese Aufgabe in bravouröser Weise gelöst!

J.s Buch untergliedert sich in vier grössere Abschnitte (I Hippocrate l'Asclépiade, 13–105; II Le médecin dans l'exercice de son art, 109–253; III Hippocrate et la pensée de son temps, 259–403; IV Grandeur et limites de l'hippocratisme, 409–513), die ihrerseits in Kapitel und Unterkapitel zerfallen. Im 1. Teil skizziert J. einleitend die Probleme, die mit der Rekonstruktion der Biographie des Hippokrates verbunden sind. In sorgfältiger Interpretation stellt J. die zeitgenössischen Quellen (Platon, Euripides), die pseudo-hippokratischen Briefe, die späteren Biographien und Lexikonartikel der byzantinischen Zeit vor und entwirft dabei ein plastisches Bild der (möglichen) Lebensumstände des Hippokrates, bevor er die hippokratische Schule und Schultradition auf Kos bespricht (66 f.; S. 72–74 zum Eid des Hippokrates; S. 76–78 zur medizinischen Schule von Kos und Knidos). Ausführlich (85 ff.) werden die mit dem Corpus Hippocraticum verbundenen Fragen (Echtheit – Unechtheit, Datierung, «hippokratische Frage») besprochen; hilfreich ist das Referat der wichtigsten unter Hippokrates' Namen überlieferten Schriften (98 ff.).

Teil II befasst sich mit den sozialen und öffentlichen Aspekten des Arztberufs im 5. Jahrhundert v. Chr. Interessant und lesenswert sind die Abschnitte über die Inszenierung von Diagnosen und Heilungen (z. B. 140 ff.). Teil III bietet die geistesgeschichtliche Einordnung in den Kontext der Literatur und Philosophie des ausgehenden 5. und beginnenden 4. Jahrhunderts v. Chr. Der abschliessende Teil IV enthält gleichsam ein Résumé der vorangehenden Abschnitte. J. fasst die aus den Einzelinterpretationen des Corpus Hippocraticum gewonnenen Ergebnisse zu einem einheitlichen Bild einer «Hippokratik» zusammen, deren Vorteile und Schwächen er diskutiert und deren Rezeption er nachgeht. Das Werk wird abgeschlossen durch einen Kartenteil (515 ff.) und 3 Appendices (Eid des Hippokrates 523; Ehrendekret für einen Arzt auf Kos 524–526; Auflistung der hippokratischen Schriften nach den Rubriken Inhalt, Echtheit und Datierung, Editionen 527–563). Nützlich als Orientierungshilfe ist die nach Sachgebieten geordnete Bibliographie (565–575).

J. legt ein Werk vor, das in seiner Kombination von medizinhistorischem und geistesgeschichtlichem Wissen, literaturgeschichtlichem Überblick und philologischer Methode, dazu noch in einem klaren Stil verfasst, seinen Platz in der Bibliothek sowohl des Mediziners und Medizinhistorikers als auch des Klassischen Philologen verdient. Bernhard Zimmermann

John V. Pickstone (ed.), *Medical innovations in historical perspective*. Basingstoke and London, Macmillan (in association with the Centre for the History of Science, Technology and Medicine, University of Manchester), 1992. XV, 288 S. (Science, Technology and Medicine in Modern History). £ 40.–. ISBN 0-333-55619-4.

Der Band enthält nebst einer Einführung des Herausgebers Pickstone verschiedene Artikel über die Rezeption der Antisepsis in England, die Entwicklung des Tuberkulosesanatoriums ebendort, die Serumtherapie gegen Diphtherie, Vakzine-, Sauerstofftherapie, Röntgenuntersuchungen in der Geburtshilfe, Cortisontherapie, Frakturbehandlung und Entwicklung psychiatrischer Institutionen. Er bestreicht einen Zeitraum von ca. 1860 bis 1960 und bezieht seine Quellen aus Grossbritannien, das zum Teil innovativ, manchmal rezeptiv war. Die «historical perspective», die im Titel des Bandes Erwähnung findet, meint den sozialmedizinischen Aspekt, unter dem die Arbeiten geschrieben sind. "Medical innovations" bedeuten für den Herausgeber recht eigentlich Moden und nicht Fortschritt.

Gewiss gibt es in der Medizin auch Moden, gewiss sind diese auch mit Rivalitätsstreitigkeiten der Mediziner untereinander und mit den Politikern verbunden, gewiss sind auch Mediziner nur Menschen. Das aufzuzeigen ist der Tenor dieser Arbeiten. Aber es scheint fast, als ob eine verlorene Arztgläubigkeit die Autoren beflügelt hätte, auch den im zeitlichen Kontext echten Fortschritt als blosses Medizinerhirngespinst darzustellen. Wie sonst wären Granshaws viele augenzwinkernde Gänsefüsschen des Besserwissers in seinem Text über die Antisepsis, die nun wirklich ein Fortschritt war, zu verstehen? Ferner sagt Sturdy "Oxygen (did not) have any therapeutical value ... it might sustain life ..." Eben! Was verlangt er von einer Therapie? Zu weit geht aber entschieden der Herausgeber Pickstone, der gleich anfangs behauptet: "Wonder drugs and surgery are the talismans of the magic of modern medicine." Darunter versteht der Leser im Allgemeinen etwas anderes als Antibiotika, Psychopharmaka, Herzchirurgie, Hüftprothesen, um nur einige echte Fortschritte in der Kunst "of sustaining life" zu nennen,

und nicht die modischen Skurrilitäten der Medizin, die es ohne Zweifel auch gibt. Antoinette Stettler

Hans Wussing, *Adam Ries.* 2. durchgesehene und erweit. Aufl. Stuttgart, Leipzig, Teubner; Zürich, vdf Verlag der Fachvereine, 1992. 122 S. Ill. (Einblicke in die Wissenschaft, Wissenschaftsgeschichte). Fr. 18.50. ISBN 3-7281-1923-7.

Bis auf heute ist der Name Adam Ries volkstümlich mit dem Rechnen verbunden. Seine Rechenbücher erlebten seinerzeit über 100 Auflagen und werden bis heute in Faksimile wiedergegeben. Ries verstand es, mittels Regeln und Beispielen die Kunst des Rechnens zu verbreiten. Die Darstellung seines Lebens und seines Werkes durch H. Wussing ist daher zu begrüssen. Der Lebenslauf und ein Überblick über erste Rechenbücher legen den Grund, auf welchem Ries sein Werk aufbaute. Von besonderem Wert sind für alle Leser seiner Rechenbücher die Erläuterungen zu ausgesuchten Aufgaben. Dabei werden sowohl die Rechentechnik wie auch die damaligen Gewichte und Geldsorten erläutert. Ebenso bemerkenswert ist die Darlegung des heute vergessenen falschen Ansatzes (regula falsi). Im Abschnitt «Studien zur Coss» (d.h. zur Algebra) wird ein erst 1992 herausgegebenes 534 Seiten umfassendes hinterlassenes Manuskript besprochen. Ries beginnt algebraische Zeichen einzuführen und behandelt ausführlich die 8 Formen von quadratischen Gleichungen. Abschliessend wird die Tätigkeit von Ries im Silberbergbau im Erzgebirge besprochen. – N.B. S. 117 ergänze zu Nr. [82], Bamberger Rechenbuch 1483: Ein zweifarbiger photolithographischer Nachdruck erschien 1966 im Graphos Verlag München mit Nachwort von J. J. Burckhardt. Johann Jakob Burckhardt

Hans-Werner Schütt, *Eilhard Mitscherlich, Baumeister am Fundament der Chemie.* München, R. Oldenbourg, 1992. 192 S., 3 Bl. Ill. (Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte, Neue Folge, Band 8). DM 28,–. ISBN 3-486-26273-4.

Der im niederdeutschen Jeverland geborene Pastorensohn Eilhard Mitscherlich (1794–1863) begann seine wissenschaftliche Laufbahn mit dem Studium der Orientalistik, wechselte zur Medizin über und wandte sich schliesslich der Chemie zu – ein echter Polyhistor im Geist seiner Zeit.

Im Frühjahr 1818 ging er nach Berlin, um sich dort in Medizin zu habilitieren. Hier gestattete ihm der Botaniker und Chemiker Link, zu chemischen Arbeiten sein Privatlabor zu benutzen. Mitscherlich begann mit

Untersuchungen phosphor- und arsensaurer Salze und entdeckte dabei die Isomorphie (Gleichgestaltigkeit), die ihn mit einem Schlag berühmt machte.

In Berlin lernte er den damaligen «Chemie-Papst», den Schweden Berzelius kennen, der ihn zur weiteren Ausbildung mit nach Stockholm und unter seine Fittiche nahm. Mitscherlich erwarb sich dort sein chemisches Rüstzeug. Berzelius staunte über den immensen Fleiss und die Ausdauer seines deutschen Schülers. Beide verband eine lebenslange Freundschaft. Berzelius war es auch, der ihn als Nachfolger für den verstorbenen Chemieprofessor Klaproth bei der preussischen Regierung in Berlin empfahl.

Eilhard Mitscherlich entdeckte den Polymorphismus, schuf Grundlagen zur Katalyse, erforschte Benzol und Benzolderivate, machte Untersuchungen zur Ätherbildung und zur alkoholischen Gärung, die zu den grundlegenden Leistungen der klassischen Chemie gehören.

In seiner Eigenschaft als Professor für Chemie an der Berliner Universität entwickelte sich Mitscherlich zu einer gefragten Lehrkraft. Er war eine grosse Forscherpersönlichkeit in einer wichtigen Epoche der Chemiegeschichte. So wäre die Entdeckung des Periodensystems in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ohne die Forschungen zur Isomorphie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht denkbar. Das allein rechtfertigt die Arbeit von Hans-Werner Schütt im vorliegenden Buch über den Gelehrten und dessen Bedeutung für die nachfolgenden Chemiker-Generationen.

Alfred G. Kauertz

Thomas Fuchs, *Die Mechanisierung des Herzens. Harvey und Descartes – der vitale und der mechanische Aspekt des Kreislaufs.* Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1992. 297 S. DM 48,–. ISBN 3-518-58110-4.

Diese medizinisch-historische Monographie schildert die Wechselbeziehungen zwischen Vitalismus und Mechanizismus in der Deutung der Herztätigkeit von der Antike bis zur Gegenwart. Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufes, wird recht willkürlich als Vertreter der vitalistischen Schule bezeichnet, während Descartes zu Recht als Verfechter des Mechanizismus angesehen wird. Der sehr belesene Autor hat nicht nur «De motu cordis», sondern weitere Schriften von Harvey wie «De motu locali» und «De generatione» studiert und kommentiert, um seine These zu erhärten. In den folgenden Kapiteln werden die Auffassungen vieler Gelehrten des 17. und des 18. Jahrhunderts dargelegt. Das Buch ist sehr gut dokumentiert und enthält 65 Seiten Anmerkungen. Leider vermeidet es nicht etliche Wiederholungen.

Was auffällt, ist die Tendenz, Harveys Bedeutung zu relativieren und die Anschauungen von Descartes hervorzuheben. So schreibt der Autor S. 69: «Es wäre unangemessen, De motu cordis als Traktat einer neuen Physiologie anzusehen», und S. 12: «Descartes [...] hat nicht nur die erste nach-galenische Physiologie entworfen, sondern das medizinische Menschbild tiefgreifend beeinflusst.» Diese Auffassung werden heutige Kreislaufforscher kaum teilen können.

Harveys Entdeckung war für die spätere Entwicklung der Physiologie massgebend. Es ging für ihn nicht primär um die Interpretation der Tatsachen. Zu seiner Zeit war es völlig unmöglich, die rhythmische Herzaktion zu erklären. Anderseits schlug Descartes, 9 Jahre nach Harveys Publikation, eine total irrige Hypothese der Herzaktion vor: im Herzen bringt die starke Hitze das Blut zur Verdampfung, die Druckerhöhung führt zur Ausschüttung des Blutes in die Gefässe. Woher der «calor innatus» stammt, wird nicht gesagt. Ihn als «chemische Stoffwechselreaktion» (T. Fuchs) zu bezeichnen hilft nicht weiter. Diese Hypothese ist gerade das Beispiel einer Phantasiephysiologie (Claude Bernard), welche die moderne Forschung bemüht ist, zu vermeiden.

François Reubi

Médecine, lettres & politiques. Equinoxe, revue romande de sciences humaines no. 8, automne 1992. Lausanne, Association Arches-Equinoxe, 1992. 234 S. SFr. 18.–. ISSN 1013-6002.

«Equinoxe», eine zweimal jährlich erscheinende «revue romande de sciences humaines», hat einen stattlichen, 236 Seiten starken Band zum Thema Medizin, Literatur und Politik herausgegeben. Es handelt sich um ein farbiges mixtum compositum, und die Arbeiten sind unter den Obertiteln Gespräche, Studien, aktuelle Probleme und Rezensionen gruppiert.

Der Leser wechselt also von eigentlichen medizinhistorischen Beiträgen (z. B. «Vom Schmerz zur Anästhesie 1800–1850») zur Aktualität (z. B. ein Interview mit dem waadtländischen Direktor des Spitalwesens Ch. Kleiber).

Von den 13 Autoren sind 3 Mediziner, die übrigen junge Historiker, die z. T. an Dissertationen arbeiten, welche die Medizin zum Thema haben.

So ist es also nicht leicht, diesen Band als eine Einheit zu besprechen. Sichtbar wird in diesen Beiträgen, dass neue Wege gesucht werden um die Einbettung der Medizin in Literatur und Politik zu erfassen. Nicht zu übersehen ist die Tendenz, einer «Sicht von aussen» zu ihrem Recht zu

verhelfen. Dass hier vor allem Nichtmediziner am Werk sind, äussert sich aber auch im Sprachstil. Die Beiträge sind durchwegs auf sehr subtiles Quellenstudium abgestützt. Die imponierende Sprachgewandtheit dieser jungen Forscher verführt aber einzelne unter ihnen zu einer gewissen Überdehnung eines an und für sich eher schmalen Ausgangsthemas.

In ihrer Einleitung betonen die Herausgeber V. Barras und Ph. Ehrenström, die sich beide auf dem Gebiet der Psychiatriegeschichte bereits einen Namen gemacht haben, dass es nicht um die Sammlung von Fakten gehen könne, sondern um die Problematik der interdisziplinären Begegnung zwischen Literatur und Medizin.

Auf diesem Hintergrund erscheint dem Rezensenten die Lektüre dieses Bandes empfehlenswert. Christian Müller

Ernst Kraas und Yoshiki Hiki (Hrsg.), *300 Jahre deutsch-japanische Beziehungen in der Medizin*. Unter Mitarbeit von I. Umhauer. (Text deutsch-japanisch). Tokyo [etc.], Springer-Verl., 1992. XVIII, 287 S. Ill. DM 198,–. ISBN 3-540-53851-8.

Die Geschichte Japans seit den 1870er Jahren ist, gemessen an der anderer aussereuropäischer Länder, ein Sonderfall: hier gelang es, den Kontakt mit der westlichen Zivilisation – obwohl durch Kanonenboote erzwungen – weitestgehend in eigener Regie und fruchtbar zu gestalten. Die vom japanischen Staat im Kontext der Meji-Restauration initiierte Modernisierung führte zur kontrollierten Übernahme von westlicher Technologie und Wissenschaft. Auf dem Gebiet der Medizin war dabei die deutsche medizinische Wissenschaft das wichtigste Vorbild.

Der jüngst erschienene Band «300 Jahre deutsch-japanische Beziehungen in der Medizin» ist also die Dokumentation einer wissenschaftsgeschichtlichen Erfolgsstory: Parallel mit japanischem und deutschem Text versehen und reich illustriert, zielt das Buch auf das breitere Fachpublikum und vermittelt diesem ein anschauliches Bild des Gegenstandes. Gegliedert ist der Band in fünf Abschnitte, die jeweils überwiegend kurze Beiträge enthalten (Blick in die Geschichte; Von den Anfängen bis zur Gegenwart; Industrie als Mittler medizinischen Fortschritts; Das Buch als Brücke; Austausch gestern und heute – persönliche Eindrücke).

Themen und Zuschnitt der zahlreichen, meist kürzeren Beiträge variieren erheblich: finden sich vor allem im ersten Teil Aufsätze, in denen die deutsch-japanischen medizinischen Beziehungen in ihre historischen Zusammenhänge gestellt werden, so folgen im weiteren eher Belege denn

Analysen des Gegenstandes: zahlreiche (auto)biographische Texte, Berichte gemeinsamer wissenschaftlicher Projekte oder Austauschprogramme von Vergangenheit und Gegenwart.

Entsprechend der Zielsetzung erfährt man mancherlei über den Transfer der westlichen, naturwissenschaftlichen Medizin nach Japan und nur gelegentlich etwas über die traditionelle japanische Medizin und ihre Entwicklung vor und seit der Meji-Restauration. Bleibt der zutreffende Eindruck, dass – historisch besehen – die deutsch-japanischen Beziehungen in der Medizin im wesentlichen in der Rezeption und Weiterentwicklung der westlichen Medizin durch die japanische bestanden. Christoph Gradmann

Hans-Rudolf Fehlmann, *Aus dem Leben und Wirken von Carlos de Gimbernat (1768–1834).* Spanischer Geologe aus der Sicht des Aargaus. Aadorf, Bosshart, 1992. 51 S., Abb. Fr. 30.–. (Zu beziehen beim Verf., Quartierweg 18, CH-5115 Möriken AG.)

Der Geologe de Gimbernat aus Barcelona war ein sehr beweglicher Geist. Er verbrachte sein Leben in Spanien, England, Frankreich, Deutschland, Italien und der Schweiz (1803; 1823–29/30). 1803 erstellte er die erste geologische Karte unseres Landes; einige wenige Exemplare davon sind in Madrid, Basel und München erhalten geblieben. 1825 entdeckte Gimbernat im aargauischen Birmenstorf auf dem Petersberg eine vermeintliche Mineralquelle; die Gemeinde verlieh ihm darauf das Ehrenbürgerrecht. Gimbernat nahm sich um die Heilbäder von Baden und Schinznach an und schlug mancherlei Verbesserungen vor, namentlich Dampfbäder in Kabinen über den Badener Quellen und ein eigenes Bett für jeden, auch den unbemittelten, Kranken in Schinznach. Er fand damit die Anerkennung der Aargauer Regierung. Fehlmann stützt seinen knapp gehaltenen Bericht über den vielseitigen Gelehrten auf Briefe und amtliche Akten, die sich im aargauischen Staatsarchiv in Aarau befinden, und auf ausgedehnte Recherchen im Ausland. So macht er den Leser mit einem kaum bekannten Gast unseres Landes und seinem eifrigen Wirken bekannt. Ein französisches *Résumé* ist dem Text vorangestellt. Die gepflegte Gestaltung des kleinen Buches verdient ein besonderes Lob. Huldrych M. Koelbing

Arthur E. Imhof, *Ars moriendi: die Kunst des Sterbens einst und heute.* Wien, Köln, Böhlau, 1991. 184 S. III. (Kulturstudien, Bibliothek der Kulturgeschichte, Band 22). öS 278.–; DM 39.80. ISBN 3-205-05361-3.

Der Tod, das Sterben waren lange Jahre für die praktische Medizin fast inexistent; viele Ärzte standen dem Todkranken verlegen gegenüber und handelten ungeschickt. Seit etwa zwei Jahrzehnten hat sich das geändert, es entstand auch eine grössere thanatologische Literatur. Der Autor dieses Buches lehrt an der Freien Universität Berlin Demographie, er ist insbesondere durch grosse statistische Arbeiten zum Verlauf des menschlichen Lebens bekannt geworden. Hier belegt er, wie die traditionell sehr hohe Sterblichkeit erst seit dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts abnahm. An sich war dieses Faktum in der Medizingeschichte bekannt: Viele Leute starben früh, Särge säumten den Lebensweg als beständiges Memento mori, ein Verdrängen des Todes war schwieriger als heute. Heute kann man nun länger in der Illusion der Unsterblichkeit leben, auch wenn diese nach wie vor trügerisch ist. – Die Hauptabsicht des Buches ist aber eine andere: Es ist der Aufruf, sich schon früh auf den eigenen Tod vorzubereiten, gerade weil wir heute viel weniger dazu veranlasst werden. Der Autor bedient sich der Deutung von Kunstwerken mit Bezügen auf den Tod, und er sucht aus den Bildinhalten die Einstellung des Schaffenden zum Tod zu erschliessen. Die Bilderreihe reicht von der «Ars moriendi» des 15. Jahrhunderts über Niklaus Manuel Deutsch, Hans Baldung Grien, Hans Holbein, den Dithmarschen Wandteppich bis zu Hodler, Munch und Simberg. Besonderes Gewicht wird auf die Möglichkeit des Trostes durch die christliche Religion gelegt, doch sind der wirklich Gläubigen wenige. Die Auswahl der Künstler ist also individuell und nicht systematisch, wie denn das ganze Buch recht persönlich gehalten ist. Dem Appell des Autors, sich beizeiten um den eigenen Tod zu kümmern, kann man mit Überzeugung nur zustimmen. Hans H. Walser

Jean Imbert (direction), *La protection sociale sous la Révolution Française.* Paris, Association pour l'étude de l'histoire de la sécurité sociale, 1990. 567, 1 S. Ill. Ffr. 250.–. ISBN 2-905882-16-6. Vendu par la Documentation française, 29–31 Quai Voltaire, Paris.

Cet ouvrage a vu le jour grâce au Comité d'Histoire de la Sécurité sociale, constatant que la période révolutionnaire avait été abondamment étudiée sous l'angle de l'histoire politique, mais peu explorée par l'histoire sociale, «c'est-à-dire l'histoire des transformations entraînées dans la condition des hommes et des familles, sur le plan matériel comme sur le plan psychologique et moral». C'est ainsi que Jean Imbert a réuni une douzaine d'auteurs, qui s'imposèrent comme objectif de cette étude la description de la réalité sociale révolutionnaire.

L'ouvrage commence par un chapitre de Jean Imbert, très détaillé, concernant les institutions sociales à la veille de la Révolution, évoquant l'aide individuelle, municipale, religieuse, et concluant que malgré les efforts fournis par tous, il n'y avait pas encore lieu de parler de véritable assistance publique. Louis Trénard, dans son chapitre sur l'idéologie révolutionnaire et ses incidences, nous donne une analyse étoffée du changement des mentalités qui s'opère lentement dès le milieu du XVIIIe siècle, aboutissant à la laïcisation des secours; à cette lente mais profonde mutation s'ajoute un marasme économique dû à de mauvaises récoltes successives qui aboutit à un climat social très tendu, une augmentation non négligeable du nombre de pauvres; les Assemblées provinciales réclament alors le droit à l'assistance et dès 1780, toutes les couches de la société désirent une réforme radicale des établissements hospitaliers et charitables. Jean-Paul Bertaud, quant à lui, s'intéresse à la crise sociale – de septembre 1792 à juillet 1796 – étudiant de près les méandres législatifs et les difficultés rencontrées par la Convention en matière d'assistance. Cet article se termine par une très bonne conclusion qui souligne l'ampleur et l'originalité du programme jacobin, devenu irréalisable par un excès de précipitation. Jean Imbert consacre ensuite un chapitre au redressement amené par le Directoire, qui constate l'échec de la mise en place d'une assistance publique nationale et qui tend à la municipalisation de la bienfaisance. Il observe que la vie des hospitalisés n'est ni pire ni meilleure que sous la Convention mais qu'en revanche tout est en place, tant du point de vue législatif qu'institutionnel, pour une amélioration de l'assistance sous le Consulat.

Cet ouvrage, incontournable pour tous ceux qui s'intéressent à l'histoire de l'assistance, est remarquable par son souci du détail, de clarté, d'analyse et de régionalisation. Sept auteurs se succèdent à deux reprises pour relever les particularités de différentes régions françaises et Jean Imbert nous met en garde plusieurs fois contre le risque de la généralisation dans le domaine de l'histoire de l'assistance. Micheline Louis-Courvoisier

Lazzaro Spallanzani, *Edizione nazionale delle opere di Lazzaro Spallanzani, parte prima Carteggi, a cura di Pericle di Pietro*. Modena, Enrico Mucchi, editore; Bd. 9, 369 S., 1988, Bd. 10, 282 S., 1988, Bd. 11, 303 S., 1989, Bd. 12, 264 S., 1990; jeder Band Lit. 80 000 (keine ISBN).

Die bei der Rezension der ersten acht Bände ausgesprochene Hoffnung (Gesnerus 46, 1989, S. 170–172), hat sich erfüllt: dem Herausgeber Prof. Pericle di Pietro ist es vergönnt, hier die Gesamtheit von Spallanzanis

Korrespondenz der Forschung zur Verfügung zu stellen und zugleich die erste Abteilung der Nationalausgabe abzuschliessen.

Die Bände 9–12, die hier kurz anzuzeigen sind, enthalten – entsprechend der alphabetischen Anordnung – die Briefe der Korrespondenten Scargi bis Zuliani. Die umfangreichsten Serien betreffen Spallanzanis Geschwister, besonders seinen jüngeren Bruder Niccolò (341 Briefe), und den Paduaner Dozenten der Naturgeschichte Antonio Vallisneri junior (75 Briefe). Von den übrigen Korrespondenten mögen hier hervorgehoben werden: Samuel-Auguste Tissot, der mit Spallanzani seit seiner Professur in Pavia befreundet war, Abraham Trembley, Alessandro Volta, Voltaire und Jakob Samuel Wyttenbach. Am Schluss von Band 11 folgen 24 Schreiben an unbekannt sowie einige Nachträge. Hingewiesen sei besonders auf Band 12, der die Quellen minutiös erschliesst und der für sich allein eine grosse Leistung darstellt; ein gutes Dutzend Register und Verzeichnisse geben Auskunft über die chronologische Abfolge der Briefe, deren Standorte und frühere Veröffentlichung, ebenso über die in den Briefen genannten Personen, Publikationen, Institutionen, Ortsnamen und Sachbegriffe. Ein grosses, glücklich vollendetes Werk! Urs Boschung

Oliver Rieppel, *Unterwegs zum Anfang.* Geschichte und Konsequenzen der Evolutionstheorie. Zürich, München, Artemis, 1989, 272 S. SFr. 36.80. ISBN 3-7608-1009-8.

Für Darwin einzutreten braucht heute kaum mehr Mut – doch ist das Selektionsprinzip in der breiten Bevölkerung längst nicht so verankert wie Biologen glauben. Die skeptische Frage, ob der Affe wirklich unser Vetter sei, wird nach populären Vorträgen oder bei Museumsführungen allzu oft gestellt. Bibelfeste Eiferer und kreationistische Prediger finden ihr Publikum wie eh und je. Vor diesem Hintergrund bot der Paläontologe Olivier Rieppel während seiner Zürcher Jahre Volkshochschulkurse über Evolutionstheorien an. Er stellt die gängigen Entwicklungsmodelle in ihr historisches Umfeld und bot Einblick in die aktuelle Diskussion angelsächsischer Evolutionstheoretiker. Das Konzentrat aus seinen öffentlichen Vorträgen, Kursen und zerstreut erschienenen Aufsätzen liegt nun bei Artemis auf.

Rieppel beschreibt den Weg von der deskriptiven Naturkunde zur dynamischen Naturgeschichte. Er schlägt auf knapp zweihundertsechzig Seiten einen weiten Bogen: Ausgehend von der statischen Annahme einer lückenlosen Kette allen Seins über die wechselnde Rolle von Versteinerungen zu den ideengeschichtlichen Voraussetzungen des Darwinismus hin zu Darwins

Werk, dessen wissenschaftlicher Rezeption, zum späten Durchbruch des Neodarwinismus und dem verbissenen Duell zwischen Gradualisten und Kladisten.

Kernsatz des Buches ist die an sich lapidare Feststellung: «dass die Welt aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden könne und dass sie – je nach Sicht der Dinge – dem Betrachter auch unterschiedlich erscheine». Damit setzt sich der Autor zwei Gefahren aus: Er mag den unbedarften Leser überfordern oder sein ausgeprägter Relativismus kann gar zu falschverstandenen Argumenten gegen die gängige Evolutionstheorie umgebogen werden; doch kann die einfache These ein taugliches Arbeitsinstrument sein, um die Verflechtungen von wissenschaftlicher Arbeit und wissenschaftsexternem Tun zu analysieren oder dabei zu helfen, wissenschaftliche Leistungen aus dem gesamtkulturellen Zusammenhang heraus zu begreifen.

Allzu oft wird vergessen, dass die heutige Diskussion um Verlauf und Mechanismus der Evolution nicht in erster Linie um den Kampf der Wissenschaftlichkeit gegen aufkeimenden Dilettantismus oder eine Frage des rechten Glaubens ist, sondern in allererster Linie einen Beweis abgibt für die Lebendigkeit einer unbestritten nützlichen Theorie und damit auch für die geniale Leistung ihres 1882 verstorbenen Architekten.

«Unterwegs zum Anfang» ist ein gut geschriebenes Buch, das dem evolutionsbiologisch interessierten und dem kulturhistorisch engagierten Leser gleichermassen zur Lektüre empfohlen werden kann.

Hans Konrad Schmutz

Siegfried Scheidegger, *Tertiäre Syphilis im 16. Jahrhundert.* Eine Bestattung aus der ehemaligen Klosterkirche Schöntal bei Langenbruck BL. Liestal, Amt für Museen und Archäologie, 1989. 22 S. Abb. (Archäologie und Museum; Berichte aus der Arbeit des Amtes für Museen und Archäologie des Kantons Baselland, Heft 14). SFr. 15.–. ISBN 3-905069-1.

Im Verlaufe einer Ausgrabung in der ehemaligen Klosterkirche Schöntal bei Langenbruck (BL) wurde ein Skelett freigelegt, das vor die Reformation zu datieren ist. Der Bestattete – es handelte sich um einen grossen (177 cm) Mann hohen Alters (50- bis 60jährig) – gehörte wohl zur Stifterfamilie. Er litt an einer tertiären Syphilis.

Der kürzlich verstorbene Paläopathologe S. Scheidegger hat an den krankhaft veränderten Knochenresten eine eingehende Untersuchung durchgeführt. Die makroskopische Inspektion, die mikroskopischen Befunde an Dünnschliffpräparaten sowie die röntgendiagnostischen Erhebun-

gen machen deutlich, dass an diesem Skelett eine Syphilis nachzuweisen ist, wie sie in diesem Ausmass heute nicht mehr vorkommt. Die Arbeit bleibt eine Fallstudie und ist zu Vergleichszwecken sicherlich nützlich. Die vier Rekonstruktionszeichnungen dagegen sind überflüssig und mit der paläopathologischen Untersuchung in keinem Zusammenhang. Hansueli Etter

Udo Benzenhöfer und Wilhelm Kühlmann (Hrsg.), *Heilkunde und Krankheitserfahrung in der frühen Neuzeit.* Studien am Grenzrain von Literaturgeschichte und Medizingeschichte. Tübingen, Max Niemeyer, 1992. VIII, 336 S. (Frühe Neuzeit, Band 10). DM 154.–. ISBN 3-484-36510-2; ISSN 0934-5531.

Der Band vereinigt achtzehn ausgearbeitete Fassungen von Vorträgen, die 1990 im Rahmen eines interdisziplinären Arbeitsgesprächs in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel gehalten wurden. Die Beiträge befassen sich schwerpunktmässig mit dem Rollenbild des Arztes und des Patienten im nicht fachgebundenen Schrifttum der frühen Neuzeit. Neben einem systematischen Überblick (v. Engelhardt) finden unterschiedlichste Literaturgattungen Berücksichtigung: Gedichte und didaktische Lyrik (Kühlmann, Mauser), Dramen (Rahn), Romane (Schmitt, Benzenhöfer), Verssatiren (Wiegand), utopische Literatur (Berns), Reiseanleitungen (Neuber), Werbezettel (Konert), Bergpredigten (Sahmland), biographische (Aurnhammer) und deontologische Texte (Eckart, Elkeles). Der Leser erfährt Wissenswertes über den Gedichttypus «De se aegrotante», über Ärzteschriftsteller, Schriftstellerärzte und das Verhältnis von Medizin und Literatur im Barock, über die medizinischen Aspekte der Inselutopien von Morus bis Bacon und der Apodemiken (Reiseanleitungen) von Pirckmair bis Zwinger, über das widersprüchliche Arztbild der Machiavellus Medicus- und Medicus Politicus-Literatur, über die Entwicklung des ärztlichen Werbezettels, über «fliegende Chirurgen» und die Verbindung von Kurzweil und Heilkunst auf den Jahrmärkten des 16. und 17. Jahrhunderts, über die Bedeutung der Melancholie für das frühe Tasso-Bild, über Krankheitsschilderungen in Predigten aus protestantischen Bergbaugebieten (Bergpredigten), über die Medizinersatiren Baldes, über die Darstellung der Geisteskrankheit in der Barockliteratur, über die Lehrromane des Arztdichters Ettner, über Dichtung und Diätetik bei Brocke und ... noch über vieles mehr. Der trotz der Vielschichtigkeit ausgewogene und einem hohen Niveau verpflichtete Band führt auch kritischen Geistern vor Augen, wie ergiebig, horizonterweiternd und zukunftsträchtig interdisziplinäres Arbeiten sein kann. Thomas Böni

Frank Geerk, *Paracelsus – Arzt unserer Zeit.* Leben, Werk und Wirkungsgeschichte des Theophrastus von Hohenheim. Zürich, Benziger, cop. 1992. 528 S. Ill. SFr. 56.–. ISBN 3-545-34104-6.

Zum 500. Geburtsjahr des Paracelsus bereitet Frank Geerk, der Basler Schriftsteller und Paracelsus-Forscher mit seinem weitausholenden Buch über diese ebenso widersprüchliche wie unauslotbare Arztgestalt manchen Lesern ein köstliches Geschenk.

Man muss von vorne herein berücksichtigen, dass dieser Band nicht für Paracelsus-Forscher geschrieben ist. Das Buch wird vor allem jene ansprechen, die den «seltsam-wunderlichen» Arzt, Naturphilosophen und Theologen trotz all seiner Zwiespältigkeit bewundern und dazu neigen, all seine Ungereimtheiten und Dunkelheiten in freundlichem Licht zu betrachten.

Das Buchkonzept Geerks ist weitgesteckt, ja es versucht – weitgehend überzeugend – fast Unmögliches.

In einem ersten Teil bietet der Autor seine eigene, lebendig geschriebene Paracelsus-Biographie an. Geradezu spannend liest sie sich, wohl vor allem deshalb, weil Geerk nicht nur berichtet, sondern immer auch engagiert wertet, im Zweifelsfall natürlich immer zu Gunsten des verehrten Jubilars.

Bewunderung und Enthusiasmus bewegen den Autor bisweilen zu einer begeisterten, fast überschwenglichen Sprache, einem Stil, dessen Frische und Spontaneität mir persönlich zusagt, der aber bei kritischen Fachgelehrten Widerspruch erregen wird. Dasselbe mag für Geerks weitgehenden Verzicht auf Kleingedrucktes, auf Literaturangaben und Anmerkungen gelten.

Dieser Mangel stört am ehesten im zweiten Teil des Buches: Einer Neuauflage der wertvollen Werkauswahl des Arztes und Paracelsus-Forschers Dr. Robert-Henri Blaser.

Im dritten und zentralen Teil versucht Geerk einen umfassenden Blick auf das umstrittene Universalgenie. Dieser Abschnitt enthält eine breitgefächerte Auswahl älterer und neuerer Beiträge namhafter Paracelsus-Forscher. Es sind Vertreter aus verschiedensten Disziplinen wie Medizin, Medizingeschichte, Theologie, Philosophie, Germanistik und Psychologie. Als Arzt hat mich besonders der Beitrag des Bonner Medizinhistorikers Heinz Schott (über die Bedeutung des Paracelsus für die Geschichte der Medizin) sowie der dichterisch-beflügelte Essay Stefan Zweigs über Paracelsus und die romantische Medizin beeindruckt. In diesen zwei Beiträgen schimmert Geerks Hauptanliegen durch, nämlich der Versuch eines Brückenschlags vom historischen Paracelsus in spätere Zeiten (Goethe, Romanik usw.) und

vor allem in unsere Tage. Dieses grundsätzliche Anliegen des Autors mag einigen ein Stein des Anstosses sein, für andere, auch für mich, ist es das überzeugende Hauptverdienst des Buches, dessen Untertitel bewusst «Arzt unserer Zeit» lautet.

Den Brückenschlag in unsere Epoche zu wagen, ist meines Erachtens nicht eine «Anbiederung» oder ein «billiger Gegenwartsbezug», sondern ist – zumindest aus der Sicht des Arztes, der besorgt die moderne Auflösung der Arztidee wahrnimmt – eine dringende und zeitgemässe Notwendigkeit.

Auch wenn man neben seiner Genialität und Geisteskraft die Schwächen des Hohenheimers, sein «menschlich allzu Menschliches» nicht übersieht, kann man dieser revolutionären Arztgestalt Motive und Maximen zur Besinnung und Erneuerung unserer modernen, ebenso grandiosen wie gefährdeten Medizin abgewinnen.

Im vierten, vielleicht dem gewagtesten Teil dieses ausgesprochen «integrativen» Buches wird Paracelsus im «Spiegel der Weltliteratur» betrachtet. Hier wird gezeigt, wie sehr das «Charakterbild» dieses geheimnisumwitterten Mannes über die Jahrhunderte «von der Parteien Hass und Gunst verwirrt» in der Geschichte «schwankt». Ausserdem lässt Geerk paracelsische Weisheit und Naturfrömmigkeit in einer «Blütenlese aus der Weltliteratur» aufleben – wiederum ein Unterfangen, das dem Dilettanten (dem «Liebhaber» im guten Sinn des Wortes!) zusagt, das aber der vielgerühmten Askese des Wissenschaftlers zuwiderlaufen mag. Frank Nager

Jost Weyer, *Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloss Weikersheim 1587–1610.* Sigmaringen, Jan Thorbecke, 1992. 516 S. Taf. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 39). DM 88,–. ISBN 3-7995-7639-8.

In jüngerer Zeit sind einige Arbeiten erschienen, die die Pflege der Wissenschaften an deutschen Fürstenhöfen des 16. und 17. Jahrhunderts beleuchten. Auf der Suche nach Quellenmaterial zur Geschichte der Alchemie in Franken entdeckte der Autor im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein Dokumente über den Grafen Wolfgang II. von Hohenlohe, der, wie viele andere Fürsten seiner Zeit, alchemistische Experimente und Forschungen betrieb. Es fanden sich vielfältige Informationen zu mehr alltäglichen Aspekten der alchemistischen Arbeit, die gerade die Einzigartigkeit und Bedeutung dieses glücklichen Fundes ausmachen. Mittels Handwerksrechnungen und Plänen liessen sich der Bau und die Ausstattung eines alchemi-

stischen Laboratoriums und einer Apotheke auf Schloss Weikersheim bis in Einzelheiten rekonstruieren. Mit Einkaufslisten und Rechnungen gelang es, damals gültige Preislisten für Chemikalien und chemische Geräte aufzustellen. Ein Bücherverzeichnis gibt Auskunft über die Ausrichtung des Fürsten, der neben der Chemiatrie mehr die praktische und weniger die allegorische Seite der Alchemie bevorzugte. Neben einem Briefwechsel mit gleichgesinnten Fürsten fehlt auch nicht eine Kriminalakte über einen betrügerischen Goldmacher, der am Hof des Grafen sein Unwesen trieb. Hingegen sind die vom Grafen geführten Laborjournale nicht erhalten geblieben.

Der Autor versteht es, das an sich trockene Material zu einem lebendigen Bild der Alchemie, wie sie sich an einem Fürstenhof darbot, zusammenzufügen. Ein einführendes Kapitel umreisst die Entwicklungs- und Ideengeschichte der Alchemie. Weitere Kapitel betreffen das Laboratorium, Geräte und Chemikalien; die ausführlichen Kommentare befähigen den Leser zum besseren Verständnis alter chemischer Schriften. Anhand der Korrespondenz Wolfgangs II. wird die Rolle anderer alchemietreibender deutscher Fürsten skizziert. Ein ausführlicher Bildteil betont die ansprechende Aufmachung der Publikation nochmals. Durch gelungene Nachzeichnungen verschiedener, auch banaler chemischer Geräte wird der alchemistische Alltag greifbar gemacht. Das Werk findet seine Abrundung durch einen Quellenteil, der einen unverfälschten Eindruck von der Denk- und Schreibweise der Zeit entwirft.

Der Wert einer wissenschaftlichen Abhandlung misst sich u. a. daran, wie stark sie die weiterführende Forschung anzuregen vermag bzw. dazu eine Grundlage bieten kann, der einer allgemeinverständlichen Arbeit hingegen, wie geschickt der Laie zum Gegenstand hingeführt wird. Beide Kriterien sind in diesem Fall in mustergültiger Weise befriedigt. Urs Leo Gantenbein

Georgette Legée, *Pierre Flourens, 1794–1867 – Physiologiste et historien des sciences.* Sa place dans l'évolution de la physiologie expérimentale. Abbeville, F. Paillart, 1992. 2 vols. Illustr. Ca. fFr. 350.–.

Madame Georgette Legée, Dr ès lettres et agrégée de sciences naturelles, est décédée ce printemps, à l'âge de 78 ans, ayant pu voir achevée l'œuvre de toute sa vie, puisque – jeune encore – elle avait déjà consacré sa thèse au physiologiste Pierre Flourens. Cet immense travail se présente en deux volumes bien distincts. Le premier, qui débute par une biographie, se poursuit par l'évocation des divers maîtres qui ont influencé la destinée du futur physiologiste. Ceux de Montpellier d'abord: Barthez, Lordat – dont le

vitalisme marqua fortement la neurophysiologie de Flourens – et Auguste Pyramus de Candolle, qui déterminera sa vocation. Les maîtres parisiens ensuite: Georges Cuvier et Etienne Geoffroy St-Hilaire, mais aussi Cabanis et Destutt de Tracy. Plusieurs chapitres – intitulés «documents» – terminent ce tome qu'ils enrichissent de nombreux détails, tant sur les chirurgiens de l'Ecole de Montpellier, sur le microscope de Flourens, que sur les relations de ce dernier avec Cuvier et sur la fondation de la chaire de physiologie comparée du Muséum d'histoire naturelle de Paris. Une seconde partie de ce premier volume évoque tout d'abord le Flourens historien des sciences, rappelant qu'il fut l'auteur d'une histoire de la circulation, et se termine par l'évocation de «Magendie et la découverte de la sensibilité récurrente» ainsi que par des chapitres, riches en documents inédits, sur la correspondance de Flourens avec ses collègues de l'Institut de France et avec sa famille.

Le second volume, lui, est consacré essentiellement à l'étude de l'œuvre physiologique de Pierre Flourens. Il débute par une esquisse de la neuropathologie avant lui, puis expose dans le détail les travaux qu'il entreprit dans sa recherche du «nœud vital», dans ses études des fonctions du cervelet et du cerveau, avant de brosser un tableau de l'évolution des concepts en physiologie au cours du siècle. Une seconde partie, enfin, traite de la physiologie osseuse de Pierre Flourens et, en particulier, de ses études sur le périoste.

Cet ouvrage magistral, où chaque chapitre est conçu comme un tout, extrêmement riche en documents, clairement rédigé, montre bien en quoi Flourens – en son temps – s'est distingué par ses études en physiologie du système nerveux, mais il souligne aussi clairement le rôle de précurseur qu'il a joué en histoire des sciences, volet souvent méconnu de son œuvre. Par ailleurs, de minutieuses recherches d'archives ont permis à Madame Legée – qui a bénéficié de nombreux documents nouveaux – d'établir une biographie précise de Pierre Flourens étayée de surcroît par une correspondance inédite, et de réaliser une étude poussée de ses travaux scientifiques. L'ouvrage est, comme il se doit, complétée par d'excellents index onomastiques et par une riche bibliographie. Roger Mayer

Frank Hatje, *Leben und Sterben im Zeitalter der Pest.* Basel im 15. bis 17. Jahrhundert. Basel und Frankfurt/Main, Helbing & Lichtenhahn, 1992. 189 S. SFr. 49.–. ISBN 3-7190-1241-7.

1975 fand das erste Symposion des historischen Seminars der Universität Basel (Prof. M. Mattmüller) und des medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich (Prof. H. Koelbing) zur Geschichte der Pest in der Schweiz

statt. Damals wurde der methodologische Grundstein für eine intensive Untersuchung des Pestverlaufs in der Schweiz im späteren Mittelalter und der frühen Neuzeit gelegt. Der nachfolgende Forschungsaustausch erwies sich als sehr fruchtbar, wobei die Arbeiten des Basler Seminars die demographisch/sozialen, das Zürcher Institut die medizinischen Gesichtspunkte zur Pestforschung in den Mittelpunkt rückte. Indirekt ist auch das Buch Hatjes ein Ausfluss dieser Forschungsanstrengungen. Anhand von Quellen, vor allem im Basler Staatsarchiv aber auch der einschlägigen Literatur, schildert der Autor kirchliche, medizinische, demographische und soziokulturelle Veränderungen, wie sie sich vom 15. bis 17. Jahrhundert in Basel und teilweise auch im süddeutschen Raum abgespielt haben. Dem überaus komplexen Sachverhalt wird der Autor in einem klar gegliederten Text und instruktiven Tabellen gerecht, und er liefert damit einen interessanten Beitrag zur Basler Stadtgeschichte. Darüber hinaus setzt er einen zeitgemässen Standard zur Erforschung der Pestgeschichte überhaupt.

Antoinette Stettler

Hermann Fredenhagen, Urs Romer, Beat Rüttimann (Hrsg.), *Geschichte der Schweizerischen Gesellschaft für Orthopädie: die zweiten 25 Jahre 1967–1992, zum 50jährigen Bestehen der Gesellschaft.* Bern, Göttingen, Toronto, Hans Huber, 1992. 384 S. Ill. SFr. 58.–; DM 68,–. ISBN 3-456-82136-0.

Das vorliegende Werk gibt uns nicht nur eine überaus gründliche und vielseitige Darstellung der Geschichte der Schweizerischen Gesellschaft für Orthopädie des vergangenen Vierteljahrhunderts, sondern führt uns auf eine fazettenreiche und fesselnde Weise in die Geschichte und Entwicklung der Orthopädie seit den frühesten Anfängen ein. Für die Entwicklung der Orthopädie und der Gesellschaft bedeutende Entwicklungsstadien werden ohne übertriebenes Herausstreichen lokaler Verdienste gleichmässig sorgfältig erörtert. Es ist den Herausgebern gelungen, neben den eigenen Beiträgen weitere 30 Autoren für Berichte zu motivieren, wodurch das Buch noch zusätzlich an Frische und einer nahezu privaten Atmosphäre eines persönlichen Briefwechsels gewinnt.

Zuerst wird die Entwicklung der Orthopädie seit Venel über die ersten orthopädischen Institute bis zur Gründung der Gesellschaft beleuchtet. Es folgt die Geschichte der Gesellschaftsgründung 1942, die direkt aus der nationalen Fachgruppe der internationalen Gesellschaft SICOT hervorge-

gangen ist. Die nun folgenden 25 Jahre zeigen die enorme Entwicklung der orthopädischen Chirurgie bis heute. Bemerkenswert die Idee, die Geschichte der untersuchten 25 Jahre seit 1967 anhand von normierten persönlichen Befragungen der 11 Präsidenten bis 1992 zu veranschaulichen. Die Standardisierung der Fragen erlaubt neben dem Vergleich der persönlichen Erinnerungen auch Rückschlüsse auf die menschlichen Seiten der Befragten. In einem weiteren Abschnitt wird die Struktur der bestehenden Gesellschaft erläutert und die Entwicklung der einzelnen Kommissionen und assoziierten Gesellschaften dargelegt. Im folgenden tabellarischen Teil werden die wissenschaftlichen Aktivitäten zusammengefasst und die noch geltende Weiterbildungsordnung zum Spezialarzt FMH erläutert. Einen Siebtel des Buchumfangs nimmt der Abdruck des «Leitbildes der Schweizerischen Gesellschaft für Orthopädie» ein. Es stellt eine Bestandesaufnahme der heutigen Situation zur besseren Koordinierung der weiteren Entwicklung dar. Der folgende Abschnitt behandelt die Entwicklung an sieben massgeblichen orthopädischen Kliniken der ganzen Schweiz. Für Jüngere mögen vor allem die personenbezogenen Querbezüge zwischen den einzelnen Kliniken wichtige Einblicke bieten. Nach eingehender Würdigung der wichtigen Pioniere H. Debrunner und M. R. Francillon werden von verschiedenen Autoren die lokalen regionalen Aktivitäten aufgezeichnet. Der letzte Teil des Buches ist unter dem Titel «Die Orthopädie als Hobby und Berufung» persönlichen Mitteilungen verschiedener Orthopäden gewidmet.

Das vorliegende Werk kann sowohl wie ein spannendes Geschichtsbuch gelesen werden, als auch im Sinne eines Nachschlagewerkes einen festen Platz in der Bibliothek eines jeden an der Orthopädie interessierten Lesers finden.

Jürg Knessl

Michelle Goupil (éd.), *Lavoisier et la révolution chimique.* Actes du colloque tenu à l'occasion du bicentenaire de la publication du «Traité élémentaire de chimie» 1789. Ecole polytechnique, 4 et 5 décembre 1989. Palaiseau, SABIX Société des amis de la bibliothèque de l'Ecole polytechnique, 1992. 2 Bl., VII, 369 S., 2 Bl. Illustr. ISBN 2-7302-0243-9.

Die zweihundertjährige Wiederkehr der französischen Revolution gab 1989 auch auf andern Gebieten als der Politik Anlass zu Gedenkfeiern, so zu einem Kolloquium «Lavoisier, ses collaborateurs et la révolution chimique», das von der Académie des Sciences unter Mitwirkung weiterer Organisationen im Dezember 1989 in Paris veranstaltet wurde. Der unmittelbare Anlass war die Tatsache, dass 1789 das wissenschaftshistorisch sehr wichtige Buch von

Lavoisier «Traité élémentaire de chimie» erschien. Es hat für die Entwicklung der Chemie eine gleichartige Bedeutung wie «De revolutionibus» von Kopernikus (1543) für die Astronomie, der «Dialogo» von Galilei (1632) und die «Principia» von Newton (1687) für die Physik, und «On the origin of species by means of natural selection» von Darwin (1859) für die Biologie. Alle diese Werke waren tatsächlich Revolutionen – im Sinne des Wortes, wie es Thomas S. Kuhn für die Wissenschaften definiert hat («The structure of scientific revolutions», 1962). Es ist deshalb erstaunlich, dass Kuhns Arbeiten, in denen er häufig und unseres Erachtens in aufschlussreicher Weise auf Lavoisier eingeht, von den 17 Autoren der Kolloquiumsvorträge nur einmal, kurz und gewissermassen «en passant», erwähnt werden.

Lavoisiers revolutionäre Leistung bestand bekanntlich darin, dass er als erster erkannte, dass chemische Reaktionen unter Erhaltung der Masse erfolgen. Dadurch widerlegte er die Phlogistontheorie. In einigen der Kolloquiumsbeiträge wird, vorwiegend mit Korrespondenzzitaten, gezeigt, wie Chemiker die Phlogistontheorie aufgaben. Ausserdem findet man Abhandlungen über industrielle Chemie, z. B. über die Fabrikation von Schiesspulver in Frankreich und über Lavoisiers Laboranten Eleuthère-Irénée du Pont de Nemours, der später (1801) in Amerika eine Pulvermühle aufbaute – heute einer der weltgrössten Chemiekonzerne! Leider ist die Lesbarkeit des Buches dadurch erschwert, dass die Beiträge kaum koordiniert sind.

Heinrich Zollinger

Geneviève Heller, *Charlotte Olivier : la lutte contre la tuberculose dans le canton de Vaud*. Lausanne, Editions d'en bas, 1992. 244 S. Ill. SFr. 34.–. ISBN 2-8290-0134-6.

Die Biographie einer aussergewöhnlichen Ärztin ist hier mit Medizin-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte zu einem packenden Ganzen verwoben. Charlotte Olivier-von Meyer (1864–1945) stammte aus einer deutsch-russischen Arztfamilie in St. Petersburg, studierte in Lausanne Medizin und heiratete 1901 ihren schwer lungenkranken Kollegen Eugène Olivier, den späteren Historiker der Medizin seiner Waadtländer Heimat. Nach dessen unerwarteter Genesung widmeten sich die beiden Eheleute dem Kampf gegen die Tuberkulose, deren Wurzeln Frau Olivier vor allem in sozialer Misere sah. Als Ärztin leitete sie das *Dispensaire antituberculeux* in Lausanne und erfand den Beruf der *infirmière visiteuse*, die den Kranken gleichzeitig Pflege und Fürsorge brachte, aber auch infizierte oder gefährdete Personen, vor allem Kinder, im Milieu der Betreuten aufspürte. Sie mobilisierte die

Mitglieder der Frauenvereine und insbesondere die Pfarrfrauen für die Aufklärung der Bevölkerung, intervenierte aber auch beim Bundespräsidenten für ihre Ziele. Obwohl selber oft leidend, führte sie – aus christlichem Verantwortungsbewusstsein heraus – pausenlos ihren Kampf.

Für die Autorin ist Charlotte Olivier die geeignete Führerin in den Bereich der anonymen Institutionen. Sie geht indessen auch auf die psychologische Belastung der Tuberkulösen in ihrer gesunden Umgebung ein. Sie betont den Gesinnungswandel, den Charlotte Olivier mit ihren Mitstreiterinnen und Mitstreitern bewirkte: fatalistische Resignation gegenüber der Krankheit wich kämpferischer Zuversicht. So wurzelt die heutige Sozial- und Präventivmedizin weitgehend im Kampf früherer Jahrzehnte gegen die Tuberkulose.

Geneviève Heller schreibt flüssig, mit innerer Anteilnahme, mit grosser Sachkenntnis und frei von jenem fanatischen Feminismus, der heute in Mode ist. Aus ihrem riesigen Quellenmaterial hat sie zudem Bilder ausgewählt, die ihren Text treffend illustrieren. Huldrych M. Koelbing

Bernhard Dietrich Haage, *Studien zur Heilkunde im «Parzival» Wolframs von Eschenbach.* Göppingen, Kümmerle, 1992. 408 S. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 565). DM 86,–. ISBN 3-87452-806-5.

Medizinische Motive und Darstellungen in der Literatur haben (nicht nur) Medizinhistoriker immer wieder zu Untersuchungen angeregt. Autoren wie Boccaccio, Grimmelshausen, Defoe, Goethe, Thomas Mann oder Camus waren glänzende Beobachter und beschrieben unübertrefflich die Schrecken des Seuchenalltags und individuelle Krankheitserfahrungen, aber auch die Interdependenzen von Medizin und Gesellschaft. In erstaunlichem Masse hat sich auch Wolfram von Eschenbach mit diesem Thema auseinandergesetzt, in dessen Parzival Verwundung, Schmerz, Therapie, Heilung und nicht zuletzt der Tod – eine wichtige Rolle spielen. Krankheit und Lebensgefahr charakterisierten den Ritteralltag im 13. Jahrhundert ebenso wie Kampf oder höfische Etikette. Salerno und Montpellier galten als medizinische Hochburgen, Rhazes und Avicenna als unbestrittene Autoritäten der Heilkunde, nicht nur in den Augen der Ärzte, sondern auch der Dichter zeitgenössischer deutscher und französischer Epen. Ebenso spielte die Volksmedizin an Höfen und Burgen eine bedeutende Rolle, und chirurgische Neuerungen wurden von Laienärzten in erstaunlich kurzer Zeit rezipiert. Bernhard D. Haage hat Wolframs Entwicklungsroman unter diesen Gesichtspunkten ausführlich untersucht und besonders auch die zeittypische Verflechtung der Medizin mit der Astrologie, Edelsteinkunde und Alchimie analysiert. Natürlich war Wolfram

kein Arzt, doch gehörte medizinisches Wissen (vor allem auch die praktische erste Hilfe) im Mittelalter weit mehr zur Allgemeinbildung als heute.

Abgesehen davon, dass der Gral selbst ewige Jugend (d. h. Gesundheit) und Unsterblichkeit verhiess (das Symbol des in regelmässiger Wiederkehr verbrennenden und aus seiner Asche auferstehenden Phönix stand hierfür!), stellte Parzivals Heilsweg einen mystischen Gang der Reinigung und Vervollkommnung dar (via purgativa, illuminativa, unitiva), der von der unio mystica gekrönt wurde. Analoge Prozesse weist Haage in alchimistischen Theorien der Zeit nach, vor allem aber im Corpus Hermeticum, dem berühmten, dem legendären Hermes Trismegistos zugeschriebenen Schrifttum, das später auch Paracelsus faszinierte und im Mittelalter z. T. auch als Werk des Asklepios (!) galt. Der Gral wird dabei, in Anlehnung an die neuplatonische Emanationslehre, als Gefäss des von Gott ausströmenden Geistes betrachtet. Der Suchende und Leidende nähert sich ihm durch Erkenntnis (Gnosis) der göttlichen Weisheit. Wer so den Gral wahrnimmt, gewinnt Unsterblichkeit. Parzivals Gesundheit lässt sich also in zwei Ebenen betrachten: der irdischen, die das körperliche Wohlergehen betrifft (das freilich letztlich nichtig und unwichtig ist, ja als vanitas gilt) und der geistig-moralischen, die durch Partizipation am göttlichen Intellekt echte (seelische) Gesundheit ermöglicht. Sein Onkel Trevrizent (dessen Namen nicht zufällig an Hermes Trismegistos erinnert) klärt den zunächst Widerstrebenden über diese Zusammenhänge auf. Gesundheit bedeutet demnach die Harmonie geistiger und kosmischer Kräfte. Das ewige Streben des Menschen nach seelischer und leiblicher Gesundheit erhält dabei einen stark religiösen Akzent.

Doch imponieren im Parzival durchaus auch die Schilderungen des medizinischen «Alltags». Das Waschen, Salben und Pflegen Verwundeter wird detailliert beschrieben. Dem Leser wird so höchst anschaulich ein Stück zeitgenössischer Kultur und Lebensphilosophie vermittelt, wobei Haage interessante Vergleiche zu anderen mittelalterlichen Epen zieht. Die dargestellten Therapien sind freilich nur aus der mittelalterlichen Humoralpathologie verständlich (Aderlass) oder entstammen einer stark volkskundlichen Medizintradition (Wunderwurzel Mandragora, Feenpflaster, Heilkräuter), wenn auch mit z. T. weit in die Antike reichenden Wurzeln (Theriak, Mandragora, Humoralpathologie). Interessant erscheint auch die soziale Rollenverteilung bei der Krankenpflege.

Wer sich für mittelalterliche Medizin, Kultur und Alltagswelt interessiert, wird die medizinhistorische Habilitationsschrift des Germanisten Haage mit Gewinn und Genuss lesen. Klaus Bergdolt

Book Notes

Rosalba Davico (ed.), *The autobiography of Edward Jarvis (1803–1884).* Ed. with an introduction by R. D. London, Wellcome Institute for the History of Medicine, 1992. XLI, 162 S. Taf. (Medical History, Suppl. No. 12). £ 23.–. ISBN 0-85484-115-6.

Quaderni internazionali di Storia della Medicina e della Sanità. Direttore: Arnaldo Cherubini. Siena, 1992 ss. Annual subscription: $ 40.–.
Rivista semestrale. I «Quaderni» sono aperti a ogni contributo di Storia della Medicina e della Sanità, purchè rispondenti a validità scientifica e adeguatezza documentaria, e si pongono quale ponte fra due settori di ricerca, a volte diversi per non aggiungere ostili.
Direzione, redazione e amministrazione: CISO TOSCANO, Istituto di Patologia Speciale Medica, Ospedale S. Maria della Scala, Piazza Duomo, 2, I-53100 Siena (Italia).

Elvira Arquiola, Luis Montiel, *La corona de las ciencias naturales: la medicina en el tránsito del siglo XVIII al XIX.* Madrid, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1993. XXII, 392 S. Ill. (Estudios sobre la ciencia, 20). ISBN 84-07333-9.
Parte I: La crisis epistemológica de la medicina y la búsqueda de un nuevo fundamento.
Parte II: La nueva ciencia de la naturaleza.
Parte III: El despliegue de la teoría médica contemporánea.

Fuentes de la medicina española. Madrid, Arco/Libros:
Johannes de Ketham, *Compendio de la humana salud.* Estudio y edición de María Teresa Herrera. 1990. ISBN 84-7635-091-0.
Tratados de la peste. Estudio y edición de María Nieves Sánchez. 1993. ISBN 84-7635-123-2.
Bernardo de Gordonio, *Lilio de medicina I/II.* Estudio y edición de Brian Dutton y Mª Nieves Sánchez. 1993. ISBN 84-7635-124-0.

Pascal Duris, *Linné et la France (1780–1850).* Genève, Droz, 1993. 281 S., 1 Bl. Ill. (Histoire des idées et critique littéraire, 318).
Première partie: Linné et la France de Buffon.
Deuxième partie: La nouvelle génération.
Troisième partie: Histoire naturelle et révolution.
Quatrième partie: Le renouveau du Linnéisme.

Cuadernos Valencianos de Historia de la Medicina y de la Ciencia.
Valencia, Instituto de Estudios Documentales e Históricos sobre la Ciencia, Universitat de Valencia, 1993.
XL: José Pardo Tomás y María Luz López Terrada. Las primeras Noticias sobre Plantas Americanas en las Relaciones de Viajes y Cronicas de Indias (1493–1553). 1993. (Serie A.)
XLI: José Luis Fresquet Febrer. La experiencia americana y la terapéutica en los «Secretos de Chirurgia» (1567), de Pedro Arias de Benavides. 1993. (Serie A.)

PhB Pharmaziehistorische Bibliographie. Govi-Verlag Pharmazeutischer Verlag GmbH, Ginnheimer Str. 26, Postfach 5360, D-65728 Eschborn.

PhB Pharmaziehistorische Bibliographie erfasst die Titel pharmaziegeschichtlich relevanter Publikationen aller wichtigen in- und ausländischen pharmazeutischen, wissenschafts- und medizinhistorischen Fachblätter sowie Bücher, in einem gesonderten Rezensionsteil werden einschlägige Neuerscheinungen (Bücher, Dissertationen) besprochen. PhB Pharmaziehistorische Bibliographie erscheint einmal jährlich zum Preis von DM 32.– zuzüglich Versandkosten.

Geschichte der Pharmazie – Neue Schriftenreihe

Basler Dissertationen zur Geschichte der Pharmazie und Naturwissenschaften, Juris Druck + Verlag, Dietikon/Schweiz

Anlässlich des «Internationalen Kongresses für Geschichte der Pharmazie» in Heidelberg 1993 gelangte die von PD Dr. sc. nat. et Dr. phil. Gottfried Schramm, Seminar für Geschichte der Pharmazie am Pharmazeutischen Institut der Universität Basel, begründete und beim Juris Druck + Verlag, Dietikon, erscheinende Schriftenreihe «Basler Dissertationen zur Geschichte der Pharmazie und Naturwissenschaften» zur Einführung auf den Buchmarkt.

Bd. 1 Margo von Bülow: Die Geschichte der chemisch-pharmazeutischen Fabrik Ludwig Heumann & Co. in den Jahren 1913–1945. 196 S., 20 Abb. 1992. Fr. 49.–

Bd. 2 Urs Michael Humbel: Zur Geschichte der Antimykotika in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 191 S. 1992. Fr. 48.–.

In Vorbereitung

Bd. 3 Silvano Villa: Beiträge von Apothekern zur Bakteriologie, Desinfektion und Hygiene in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Bd. 4 Der Weg zur Etablierung der Reinglykoside in der Digitalistherapie. Zur Geschichte der peroralen, parenteralen und rektalen Digitalispräparate in der Schweiz, Deutschland und Österreich von ca. 1880–1950.